BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Nicolai, Friedrich,

Geschichte eines dicken Mannes worin drey Heurathen und drey Körbe nebst viel Liebe

Bd.: 2

Berlin ; Stettin (1794)

P.o.germ. 1011 a-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10115615-7
VD18 90419324

Geschichte

eines

dicken Mannes

worin

drey Heurathen und drey Körbe

nebst

viel Liebe.

Zweyter Band.

Mit Königl. Preuß. Kurbrandenburgischen
und Kursächsischen Freyheiten.

Berlin und Stettin,

bey Friedrich Nicolai.

1794.

Geschichte
eines
dicken Mannes.

Zweyter Band.

Drey und zwanzigster Abschnitt.

Anselm wird einem großen Staatsmanne vorgestellt, und durch dessen Protektion befördert.

Das letzte Zeichen des gnädigen Wohlwollens, das der ehemalige philosophische Freund unserm dicken Manne aus seiner Birutsche zunickte, machte diesen eben nicht glücklicher. Sein Herz ward ihm leichter, als er das Schloß des Herrn von Reitheim nicht mehr sah. Die Erniedrigungen, die er daselbst hatte dulden müssen, drückten schwer auf seine Einbildungskraft. Desto mehr freute er sich, nun eine ehrenvollere Lage vor sich zu sehen.

Er reisete Tag und Nacht; denn sonst hätte er nicht zur bestimmten Zeit ankommen können. Aber in einem Städtchen, etwa drey Meilen von dem Gute des Ministers, hielt er Nachtlager, um nicht daselbst ganz in der Frühe einzutreffen. Da er zum Mittage bestellt war: so ersah er daraus, daß er zur Tafel

kommen sollte, und schloß aus dieser Attention eines so großen Mannes gegen ihn schon einigermaßen auf dessen günstige Gesinnungen. Um nun anständig zu erscheinen, stand er sehr früh auf, ließ sich frisiren, zog sein bestes Kleid an, und fuhr alsbald fort, damit der Minister, der ihm vermuthlich über mancherley würde Befehle zu ertheilen haben, noch vor der Tafel mit ihm darüber sprechen könne. Sollte derselbe aber etwa auf seinem Gute (wohin er vermuthlich, um von seinen Staatsgeschäften auszuruhen, sich mochte begeben haben) bloß auf der Serviette speisen; so war es auch möglich, daß er ihn bey der Tafel von den Gegenständen unterrichtete, wobey Er ihn zu gebrauchen dächte. Genug, unser dicker Mann wollte sich nicht vorwerfen lassen, daß er allzuspät käme. Übrigens that sich sein Herz auf, bey dem schönen Morgen, und bey der vortheilhaften Ansicht; weil er nicht zweifelte, durch einen Minister, von dem er wußte, er habe das Herz des Fürsten in Händen, und an den er von seinem Neffen so stark empfohlen war, in eine Lage versetzt zu werden, wo er einen ausgedehnten Wirkungskreis, für Viele Gutes zu thun, erhalten werde: eine Idee, die im-

mer noch seine Einbildungskraft mit Macht anfeuerte. Er sah freylich wohl ein, es könne ihm von mißgünstigen Leuten manches in den Weg gelegt werden; dagegen aber fühlte er wieder, in dem Hause des Herrn von Reitheim, so klein auch der Zirkel gewesen war, dennoch große Fortschritte in der Menschenkenntniß gemacht zu haben.

Bey dieser Gelegenheit fing unser dicker Mann zuerst an, ganz unphilosophischer Weise einige Zweifel zu fassen, ob wohl die theoretische Philosophie, auf die er bisher einen so großen Werth gesetzt hatte, auch im Laufe der Welt anwendbar sey? Er hatte hierin Unrecht; denn die kritische Philosophie hat ja deutlich bewiesen: die Theorie, wenn nur ganz vollständig, sey allemal auch praktisch anwendbar. Wir möchten uns zwar beynahe unterwinden, von dieser an sich unumstößlichen Regel das Heurathen und das Bierbrauen auszunehmen, wobey man mit der Theorie nicht ganz auslangen dürfte. Sonst ists freylich gewiß, daß bey den wichtigsten Gegenständen im Handlungs- und im Finanzwesen, in der Politik und der Regierung der Staaten, besonders aber in der Arzneykunde, (obgleich derselben Theorie nicht auf den

Pflichtsbegriff gegründet zu seyn scheint, so wie jene,) nur allein durch eine vollständige Theorie die glücklichste Praxis an die Hand gegeben wird. Ein Beyspiel ist der berühmte Mirabeau, welcher in dem einzigen Jahre, da er sein unsterbliches Werk über die Preußische Monarchie schrieb, derselben ein viel größeres Glück aus bloßer vollständiger physiokratischer Theorie zugewendet hat, als Friedrich der Große derselben in sechs und vierzig Jahren einer bloß praktischen Regierung hat verschaffen können. Eben so sieht der berühmte Herr Etatsrath von Schirach immer sehr genau voraus, was in der politischen Welt vorgehen wird, nicht etwa, wie einige Verläumder aussprengen, durch Zauberey und Verständniß mit dem Fürsten der Finsterniß; sondern aus einer vollständigen Theorie, in welcher auch die allerkleinste Friktion der politischen Maschine theoretisch berechnet ist. Ein noch auffallenderer Beweis der Richtigkeit des obigen philosophischen Satzes ist der berühmte Herr Doktor und Geheime-Hofrath Girtanner. Derselbe hat eine gewisse leidige Seuche, auf eine ganz neue Art, aus dem Grunde kuriren gelehrt, und zwar durch bloße Theorie,

indem seine wichtigen Bemühungen um die neueste europäische Politik ihm noch nicht erlaubt haben, sich eigentlich der medicinischen Praxis zu widmen.

Die Zweifel unsers dicken Mannes in Ansehung der theoretischen Philosophie kamen daher, weil er vermuthete, er werde jetzt mit Staatssachen, die ihm noch neu wären, sich beschäftigen sollen. Er sah ein, daß er dabey hin und wieder mit gewandten Weltleuten werde zu thun haben, welche gewöhnlich die philosophische Kritik nicht anzuwenden wissen; und daher meinte er, etwas zu furchtsam, es könne doch vielleicht die Theorie, durch welche er bisher hatte alles im Voraus durch Schlüsse erforschen, und sich darnach richten wollen, unter diesen Umständen nicht ganz hinlänglich seyn. Er nahm sich also vor, mit Bedacht zu Werke zu gehen, die Erfahrung zu Rathe zu ziehen, und kein schickliches Mittel ungebraucht zu lassen, um die wohlthätigen Zwecke zum Besten des Landes, wozu er gebraucht zu werden hoffte, zur Wirklichkeit zu bringen. Die Erfahrung, für die er jetzt anfing einige Hochachtung zu hegen, hatte ihn gelehrt, daß man nicht allemal geradezu wirken könne, sondern

oft durch indirekte Wege zum Ziele gelangen müsse. Jetzt schien ihm selbst, er habe den Charakter des Herrn von Reitheim vorher ganz unrichtig beurtheilt; und er erinnerte sich, daß der Leibjäger, den er so gering geschätzt hatte, ihm am Ende allein zu einer für ihn wichtigen Forderung helfen konnte. Er nahm sich also vor, niemand gering zu schätzen, weil er nicht wisse, wo er ihn möchte nöthig haben; besonders aber den Charakter des Ministers zu studiren, um nach dessen Beschaffenheit seine Maaßregeln zu nehmen.

Aber hier fiel ihm plötzlich ein, es wäre doch möglich, daß der Minister auch seine schwache Seite habe, und sich so wie sein Neffe, von irgend einem Jäger oder Kammerdiener regieren lasse. Da warf nun unser dikker Mann die theoretische Gewissensfrage auf: ob es sich für einen Mann, wie er jetzt eben werden sollte, schicken würde, mit solchen Leuten eine Art von Freundschaft zu halten, und sich ihrer zur Erlangung seiner Zwecke zu bedienen? Er war anfänglich etwas unschlüssig, zumal da die neueste Moralphilosophie nichts von Kollisionsfällen und von dem was man sonst Nothrecht nannte, wissen will, sondern

bloß auf unbedingte Pflichten dringt; indeß halfen ihm doch seine kritisch-moralischen Principien, vereinigt mit seiner geprüften Erfahrung, glücklich aus dem Handel. Er fand, es sey einigermaßen für einen Mann wie Er erniedrigend, doch aber auch nothwendig, mit Klugheit in der Welt zu Werke zu gehen, und niemand, der zu brauchen stehe, gering zu achten. Er setzte also bey sich fest: daß, da man die Menschen nehmen müsse wie man sie haben könne, man auch dergleichen geringe Personen brauchen dürfe, um durch sie bey Höhern gute Zwecke zu betreiben. Doch da er fest entschlossen war, die Maximen aller seiner künftigen Handlungen sollten allgemeine Gesetze werden können, nahm er sich fest vor, wenn dergleichen Leute schlecht handelten, ihre schlechte Seite nicht zu guten Zwecken anwenden zu wollen, und also auf alle Weise in der vermuthlich wichtigen Laufbahn, die sich jetzt für ihn eröffnete, jederzeit die Klugheit einer Schlange mit der Falschlosigkeit einer Taube zu verbinden.

Indem er diesen treflichen moralischen Entschluß faßte, rückte er sich in seinem engländischen Reisewagen recht zusammen; und in dem

Augenblicke stieß das linke Hinterrad gegen einen großen Stein. Die eiserne Achse zersprang, und der Wagen lag mitten im Felde. Es war nicht gar weit bis zu einem Dorfe, wohin der Wagen, nachdem der Fuhrmann endlich die Achse mühsam zusammengebunden hatte, geschleppt wurde; Anselm und der Fuhrmann gingen zu Fuße nebenher. Aber der Schmid im Dorfe erklärte es für unmöglich, die Achse unter sechs bis acht Stunden herzustellen. So lange konnte unser dicker Mann nicht warten; denn er hatte keine Zeit zu verlieren, um nicht zu spät bey der Tafel des Ministers zu erscheinen. Es blieb also nichts übrig, als einen Bauerwagen zu miethen, auf den alles Gepäck vom Reisewagen gelegt ward, wo sich dann Anselm obendrauf setzte. Etwas kostete es freylich seiner Eitelkeit, auf diesem Fuhrwerke in das Schloß des Ministers einzuziehen, der bey seiner Ankunft leicht am Fenster stehen konnte. Auch ward seine Frisur vom Winde ein wenig zerstört, indem das Dorf beynahe noch zwey Meilen entlegen war. Indeß tröstete er sich damit, daß solche kleine Unfälle jedem Reisenden leicht begegnen können, und daß sein schöner Wa-

gen, wenn er den andern Morgen nachkäme, schon in die Augen fallen, und die Vermuthung erregen werde, er sey kein gemeiner Sekretar.

Der Aufenthalt und das Umpacken hatte doch einige Zeit weggenommen, so daß er eben um zwölf Uhr ankam. Er sagte gleich, wer er sey, und verlangte Se. Excellenz zu sprechen. Der Schweizer wies ihn nach dem Zimmer des ersten Kammerdieners, der ihn sehr höflich empfing. Anselm hatte aber kaum Zeit, seine Unfälle mit dem Wagen kurz zu erzählen; den Brief, welchen Herr von Reitheim ihm mitgegeben hatte, vorzuzeigen, und das Verlangen zu wiederhohlen, Sr. Excellenz Dero Befehle gemäß gleich aufzuwarten; als der Kammerdiener schon erwiederte: »Se. Excellenz und die übrigen Herrschaften säßen jetzt »beym Spiele, und würden nachher gleich zur »Tafel gehen; daher könne er jetzt nicht vor»kommen. Nach Tische aber würden die Herr»schaften im Garten spaziren gehen, da woll»ten dann Se. Excellenz ihm Audienz geben. »Indeß sey Befehl da, daß er am Kammer»tische mitspeisen solle.« Der premier homme de chambre bot ihm zugleich verbindlich die

Hand, um ihn hinzuführen; denn die Kammerjungfern und Kammerdiener der gnädigen Herrschaft und der gnädigen Gäste waren eben im Begriffe, sich zu Tische zu setzen, um hernach bey der Tafel und beym Kaffee ihre Aufwartung wahrzunehmen. Diese Einladung stach sehr ab gegen die Vorstellung, die sich Anselm von seinem Empfange beym Minister versprochen hatte. Er war in der ersten Aufwallung seines Unwillens im Begriffe alles im Stiche zu lassen, und ungessen wegzugehen. Theils sah er aber wohl ein, er würde dadurch die ganze Aussicht zu seiner ansehnlichen Beförderung verlieren, theils war er wirklich hungrig; und hätte er dennoch zurückreisen wollen, so konnte er nicht, weil seine Pferde in der Schenke in den Stall gezogen waren, um gefüttert zu werden. Er ging also geduldig hin, um sich gleich seinen Pferden füttern zu lassen. Aber er war wie betäubt; denn er befand sich in einer ganz neuen Welt. Die mit zierlicher Höflichkeit vermischte gemeine Vertraulichkeit seiner Tischgenossen mußte einem Manne unerträglich fallen, der so viel in guter Gesellschaft gelebt hatte; und er verwünschte bey jedem Bissen den Leichtsinn und die Verschwendung

seiner Jugend, wodurch er nach und nach bis in diese Lage war gebracht worden. Nach Tische hatte er über eine Stunde lang die Höflichkeit der Kammerjungfern auszuhalten, welche seine Frisur, troz der vom Winde darin gemachten Verwüstungen, nebst seinen weißen seidenen Strümpfen mit ihrem Beyfalle beehrten.

Nachdem die Herrschaften die Tafel verlassen hatten, ward er im Garten in einen Gang gestellt, wo sie vorbeygehen sollten. Er sah da eine ganze Prozession von Herren mit Knotenperücken, und von ernsthaften alten Damen in steifen Andriennen, die ihn kaum bemerkten. Endlich erschien der Minister, redete ihn zuerst an, zwar etwas zurückhaltend, aber doch überaus höflich und mit einer zuvorkommenden Gnade, die bald unsers armen dicken Mannes Herz gewann. Er ward von Sr. Excellenz über verschiedene Gegenstände examinirt, und hatte das Glück, hohen Beyfall zu erhalten. Dieß machte ihm Herz zu sagen: »Er hoffe in »jeden Wirkungskreis, welchen Se. Excellenz »ihm anzuweisen geruhen würden, sich zu schik»ken, und zu jedem Geschäfte, das ihm, es sey »auch in welchen Landessachen es sey, von

»Sr. Excellenz aufgetragen werden möchte, »durch Fleiß und Thätigkeit sich hineinzuar»beiten.«

Er war ein wenig betroffen, als Se. Excellenz erwiederten: »Ich verlange Sie nicht »für mich, sondern für meine Schwester, die »Äbtissinn des freyen weltlichen Fräuleinstifts »zu ***, welche einen Sekretar und Geschäfts»führer bedarf. Das Stift ist mit mancherley »Prozessen beladen. Besser würde es daher »freylich seyn, wenn Sie ein Jurist wären. »Indeß da Sie guten Willen haben, Sich in »die Geschäfte hineinzuarbeiten, und Sie nur »hauptsächlich mit den Advokaten und Proku»ratoren zu korrespondiren und die Akten in »Ordnung zu halten haben: so werden Sie »sich wohl darein finden.«

Anselm erwiederte stammelnd: »Er hätte »gehofft, in Sr. Excellenz eigene Dienste zu »treten, und wolle auch jetzt noch unterthänigst »darum ansuchen.« Der Minister aber erwiederte: »Dieß könne vielleicht einmal geschehen, »wenn er sich einige Jahre lang bey der Äb»tissinn werde gut aufgeführt haben. Jetzt »aber wäre keine Vakanz, und es wäre ihm »ohnedieß nur auf besondere Empfehlung des

»Herrn von Reitheim diese Stelle konferirt »worden, ob er gleich kein Jurist wäre.« Wahr ists, der Herr von Reitheim hatte ihn auf eine Art empfohlen, welche die Beförderung sehr erleichterte; denn er hatte in dem letzten Schreiben gemeldet, »Anselm sey jetzt in solcher Lage, »daß er auch mit dem geringsten Gehalte wer»de zufrieden seyn müssen.«

Der Minister führte ihn nun ungesäumt zu seiner Schwester, der Äbtissinn. Dieß war eine Dame zwischen siebenzig und achtzig Jahren, etwas untersetzt und von breiten Kinnbacken. Sie hielt den Obertheil ihres Körpers ungefähr in einem Winkel, dessen Grade, gegen die Fläche des Erdbodens gemessen, der Anzahl ihrer Lebensjahre gleich kam, und war etwas taub. Daher konnte sie nicht wohl verstehen was man sagte; hingegen waren auch ihre Antworten eben nicht leicht zu vernehmen, indem Ihro Hochwürden und Gnaden aus Mangel der Zähne die Worte ziemlich mummelten. So viel war indeß aus ihrer Anrede an unsern ganz erstaunten dicken Mann herauszubringen: »daß er ein ganz guter Mensch zu »seyn schiene, daß Sie ihn ermahne, sich gut »aufzuführen, und ihn Ihrer Gnade versi»chere.«

Die Figur der Frau Abtissinn mochte eben nichts beytragen, unsern dicken Mann von dem Mißvergnügen über seine ganz verfehlte Aussicht zu heilen, da er anstatt in die Dienste eines vielgeltenden Ministers in die Dienste einer alten Frau treten sollte. Er hatte ein paarmal auf der Zunge, sich für ihre Gnade zu bedanken, und dieselbe zu verbitten. Aber so sehr er außer Fassung war, bedachte er doch noch, daß ihm jetzt keine andere Wahl freystehe, zumal da er, außer sehr wenigen Gulden in der Tasche, nichts im Vermögen hatte, als einen schönen engländischen Reisewagen mit zerbrochener Hinterachse, der zwey Meilen entfernt lag.

Er mußte sich also schon seiner Äbtissinn auf Gnade und Ungnade ergeben. Nach einem Aufenthalte von etwa acht Tagen auf diesem Gute, welchen die Kammerjungfern unserm dicken Manne möglichst angenehm zu machen sich bemühten, war der Besuch der Hochwürdigen in Gott andächtigen Frau bey ihrem Herrn Bruder geendigt; und nun ging ihre Rückreise in Gesellschaft ihres neuen Sekretars wieder die Ufer des Rheins hinab, und weiter, nach dem ein Paar Tagereisen davon

entlegenen Stifte. Der Herr Sekretar verkaufte vorher seinen eleganten Reisewagen, das letzte Überbleibsel des großen Vermögens, das er von seinem Vater geerbt, und des kleinen, das er mit seiner Praxis erworben hatte; das letzte Überbleibsel von allen schönen Möbeln und Nippes, die ihm in Vaals und in Elberfeld so manches Vergnügen gemacht hatten.

Außerdem, daß er die kleine Summe, die ihm dieser Wagen einbrachte, jetzt zu mancherley nothwendigen Bedürfnissen nicht wohl entbehren konnte, hatte er nun auch keinen Reisewagen nöthig, indem er die Gnade genoß, einen Rücksitz in dem Wagen der Frau Äbtissinn einzunehmen. Er war da recht wohl verwahrt, ob ihn gleich, bey der damals etwas starken Hitze im Julius, zuweilen einige Ängstlichkeit anwandelte; weil wegen verschiedener Flüsse und Gichtknoten der Hochwürdigen Frau die hölzernen Fenster nie geöffnet werden durften. Dieses, und seine Gedanken, welchen er nachzuhängen alle Muße hatte, machte seine Reise nach dem Stifte nicht so angenehm, als seine Reise nach dem Gute des Ministers. Seine Einbildungskraft stellte sich lebhaft vor, was er gewesen, und was er jetzt war. Er ver-

wünschte abermals in Gedanken seinen Leichtsinn, seinen Müßiggang, seine Verschwendung und seine eingebildete Klugheit, welche ihn aus dem besten Wohlstande in die jetzige unangenehme Lage, aus der glücklichsten Unabhängigkeit in eine beklemmte Abhängigkeit gebracht hatte. Er dachte mehrmal: »O Philipp! wär' »ich gewesen, wie du! Ohne eingebildete Pla»ne auf die Zukunft, arbeitsam, wirthlich, be»scheiden und zufrieden mit meinem Stande!«

Wenigstens hatte er den guten Entschluß, sich seinen Freund Philipp zum Muster zu nehmen und sich geduldig in seine Lage zu schicken. Auch fehlte es ihm nicht an Gelegenheit, die Tugenden der Arbeitsamkeit und der Geduld auszuüben. Er fand sich unter einer Menge verwirrter Akten und verwirrter Korrespondenzen. Er mußte sich, so sauer es ihm ankam, einen Begriff davon machen, und die Prozesse in Ordnung und in Bewegung bringen. Es blieb ihm, um hiemit zu Stande zu kommen, anfänglich den ganzen Tag durch nicht Eine Stunde zur Erholung übrig. Zudem waren alle Gegenstände, mit welchen er umgeben war, eben nicht unterhaltend. Die im Stifte befindlichen Fräulein waren zwar sehr neugierig den frem-

den Ankömmling kennen zu lernen; aber sie wollten unserm dicken Manne nicht behagen. Sie waren theils etwas ältlich, theils ziemlich verwachsen, theils ein wenig kränklich; alle aber zufälliger Weise, welches sich in Fräuleinstiftern sonst gar nicht finden soll, etwas zänkisch über Kleinigkeiten. Wenn sie daher des Abends in Prozession kamen, um vor dem Schlafengehen der Frau Äbtissinn nach Stiftsgebrauche knieend die Hand zu küssen: so wurden gewöhnlich auch Klagen vorgebracht, oder es entstanden sonst etwas laute Wortwechsel, wobey der Herr Sekretar zuweilen auf Befehl der Frau Äbtissinn etwas zu schlichten hatte. Denn er speisete hier nicht am Kammertische; sondern hatte gewöhnlich die Gnade, zur Tafel der Frau Äbtissinn gezogen zu werden. An der Unterhaltung gewann er hiebey eben nichts; denn die gnädigen Befehle, die etwas unvernehmlich herausgemummelt wurden, waren ziemlich schwer zu verstehen, und die Ehrfurcht erlaubte nicht, ein Gespräch selbst anzufangen, wozu sich auch eben nicht viel Gelegenheit zeigte.

Indeß war man mit unserm dicken Manne zufrieden. Die Noth machte ihn thätig. Er

lernte sich endlich in seine Geschäfte schicken; und, wie es brauchbaren Leuten geht, denen man, je mehr man sie kennen lernt, mehr aufträgt: so fingen auch seine Geschäfte an, unvermerkt mannichfaltiger zu werden.

Die Frau Äbtissinn bekümmerte sich sehr wenig um alle ihre Stiftsfräulein, die sie bloß ihre Oberherrschaft, sehr selten aber etwas von ihrer Gnade fühlen ließ; ein einziges Stiftsfräulein ausgenommen, welches mit der ersten Kammerjungfer die Gunst der Hochwürdigen Frau theilte. Diese beiden Günstlinge machten wieder den Herrn Sekretar zu ihrem Günstlinge. Das Fräulein war ungefähr drey und dreyßig Jahre alt, grau von Augen, lang und hager, auch etwas gespannt um die Gegend der Lippen, die, wenn sie lachte, ihre schönen Zähne sehen ließen, wovon nur ein Paar zur Seite das Ansehn abgeschossener Bollwerke hatten. Nicht in die Zähne, sondern in das Herz dieses schönen Fräuleins hatte ein in einer benachbarten Stadt auf Werbung stehender Officier geschossen, mit welchem sie in einem verliebten Briefwechsel stand. Weil nun Leute vom Stande, selbst in Angelegenheiten des Herzens, nicht anders als französisch kor-

respondiren können, das Fräulein aber ihre seelenschmelzenden Empfindungen in dieser Sprache nicht innig genug auszudrücken wußte: so ersuchte sie den Herrn Sekretar, als einen gelehrten Mann, ihre französischen Liebesbriefe in Form zu bringen. Dieß vollführte er, obzwar ungern, doch so zu ihrem Wohlgefallen, daß es ungewiß ist; wenn der Officier nicht ein Officier, dabey fünf Fuß neun Zoll hoch gewesen und zwey und dreyßig Ahnen gehabt hätte; ob nicht etwa unser kleiner dicker Mann ihm ein gefährlicher Rival hätte werden können.

Das Kammerjüngferlein hingegen war freundlich und einnehmend, aber doch eigentlich nicht verliebt. Nichts weniger. Sie war eine Gönnerinn der Gelehrsamkeit, besonders der ernsthaften; als dahin gehören moralische Betrachtungen, worin eingeschärft wird, was jedermann ohnedieß thut, gelehrte Beweise solcher Dinge, an denen niemand zweifelt, oder solcher, die bey allen strengen Beweisen niemand glauben will, z. B. daß die ägyptischen Pyramiden aus Basalt von selbst hervorgewachsen wären, oder daß die Schöpfung der Erde den 18ten September Anno Null vor sich ge-

gangen sey, und ähnliche gelehrte Untersuchungen. Dieses schöne Kind unterhielt unsern dikken Mann mit Gelehrsamkeit; denn sie hatte sich in die Lesegesellschaft eines benachbarten Städtchens eingekauft, woher sie nicht etwa Romane und andere solche eitle Scharteken, sondern gründliche Schriften erhielt. Da nun die Gelehrten hin und wieder Stellen in lateinischer oder andern Sprachen anzuführen pflegen: so bat sie öfter den Herrn Sekretar, ihr diese Stellen zu verdeutschen, und beschäftigte damit mehr von seinen wenigen Nebenstunden als ihm lieb war; doch durfte er's nicht abschlagen, weil ihm der Leibjäger des Herrn von Reitheim einfiel, den er zuletzt nicht hatte entbehren können.

Auf diese Weise stand unser dicker Mann bey beiden Favoritinnen der Frau Äbtissinn in Gunst, und kam folglich durch doppelte Empfehlung auch bey Ihr selbst immer mehr in Gnaden. Sie ließ wöchentlich dreymal des Abends Betstunde halten, welcher ihr ganzes Haus und so auch der Sekretar beywohnen mußte. Als nun einmal der Kapellan krank war, mußte Anselm auf ihren Befehl versuchen, aus Goezens Predigten vom jüng-

sten Gerichte, die eben damals in der Betstunde im Gange waren, eine Predigt vorzulesen. Seine vernehmliche Stimme, die gleich der letzten Posaune in ihre tauben Ohren tönte, gereichte ihr so sehr zum gnädigen Wohlgefallen, daß sie ihm nun das Amt eines geistlichen Vorlesers ganz auftrug. Er erschrak darüber, und glaubte selbst vor dem jüngsten Gerichte zu stehen, wenn er die welken und breiten Gesichter vor sich sah. Die Sünden seiner Jugend fielen ihm allemal schwer aufs Herz, wenn er das Buch in die Hand nahm; aber die ihm dadurch erzeigte Gnade war nicht auszuschlagen. Der Beyfall seiner Patroninn belohnte ihn auch; denn sie faßte noch ein größeres Vertrauen zu ihm. Da es anfing zu verlauten, er sey ein Arzt, und sie im Herbste, wie gewöhnlich, ein Vorbauungsmittel zu nehmen hatte, ließ sie sich dazu von ihm ein Recept verschreiben. Die ganz trefliche Wirkung desselben setzte ihn noch viel fester in ihrer Gnade, die ihm zwar von manchem im Stifte beneidet ward, aber dennoch nicht machte, daß sein Herz sich im Übermuthe erhob; so bescheiden war er geworden!

Er war nun der Hochwürdigen Frau in

den drey obern Fakultäten, der theologischen, juristischen und medicinischen bedient. Nun wollte sein günstiges Schicksal, daß er auch in der vierten, in der philosophischen, ihr Dienste leisten sollte. Sie hatte eben damals eine Lieblingslektur an dem berühmten Werke: Karl von Karlsberg oder über das menschliche Elend. Aus diesem Buche las sie, nachdem die Abende anfingen, lang zu werden, mit der Brille auf der Nase täglich eine Stunde lang, mit innigem Vergnügen; denn sie fand darin ausführliche Nachrichten, wie elend es in der Welt geworden sey, seitdem sie jung war. Sie theilte dieses Vergnügen nicht nur mit ihrer Favoritinn, der Stiftsdame, sondern auch mit ihrem Sekretar. Da in diesem gelehrten Werke hin und wieder wissenschaftliche Ausdrücke und Anspielungen vorkommen: so mußte er ihr dieselben erklären. Vermöge seiner redseligen Natur wurden daraus nach und nach kleine Vorlesungen über das scharfsinnige Werk, welche der doppelt alten Frau und der halb jungen Stiftsdame mit den schönen Zähnen unbeschreibliches Vergnügen machten. Ihm selbst freylich nicht soviel; doch gereichten ihm diese philosophischen Er-

läuterungen unter seinen übrigen Beschäftigungen noch zum mindesten Mißvergnügen, weil er darin wenigstens doch seine eignen Ideen ausspinnen konnte.

Indem dieß geschah, schien ihm unter allen vier Fakultäten, die er jetzt so rühmlich bearbeitete, seine Hauptfakultät, die medicinische, eine ganz unvermuthete Aussicht zu seinem künftigen Glücke zu eröffnen.

Die Kammerjungfer, wie schon bemerkt, eine verständige Person, baute auf die vortheilhafte Wirkung, welche unsers dicken Mannes Arzney zur Reinigung des Leichnams der Hochwürdigen Frau gehabt hatte, einen Plan, von welchem sie sich sehr viel versprach. Nachdem sie ein paar Wochen lang dem Herrn Sekretar freundlicher als jemals begegnet, und mit ihm sogar, so wenig sie sonst eine Freundinn von Gedichten war, zuweilen verliebte Lieder aus den Schwickertschen Musenalmanachen gelesen hatte: machte sie ihn mit ihrem Plane bekannt. Er sollte sie heurathen. Zur Mitgabe wollte sie ihm eine Bestallung als Leibarzt bey der Hochwürdigen Frau auswirken. Sie rechnete ihm vor, daß diese nur noch wenige Jahre vor sich habe, und daß sie schon

sorgen wolle, daß ihnen beiden im Testamente eine lebenswierige Pension vermacht würde, womit sie dann sich ganz bequem als ein Paar Turteltäubchen einrichten könnten.

Dieß war ein Vorschlag, welcher unserm dikken Manne billig hätte annehmlich seyn sollen. Wir kennen ihn als schönen Mädchen sehr ergeben. Nun war die Kammerjungfer weiß und roth, hatte blitzende Augen, und abgerechnet, daß das linke etwas seitwärts sah, als wollte es nach der rechten Schulter blicken, die um ein ganz kleines wenig höher schien als die linke, ließ sich an ihrer Person nichts aussetzen Sie zählte noch nicht völlig neun und zwanzig Jahre, war klug, und noch gelehrt dazu. Dennoch fand sie bey unserm dicken Manne nicht Beyfall. Wir müssen es nur zu seiner Schande gestehen: Er hatte durch die Philosophie noch so wenig die groben Vorurtheile bey sich unterdrücken können, daß es ihn schimpflich dünkte, ein Mann wie er, solle eine Kammerjungfer heurathen, um sein Glück zu machen, und noch dazu eine mit einer hohen Schulter. Er glaubte wohl noch ganz andere Aussichten zu haben. Ihm waren die Worte des Ministers unvergessen, daß er in dessen Dienste kommen solle, wenn er erst eine Zeit-

lang zu der Äbtissinn Zufriedenheit gedient hätte. Nun war man mit ihm zufrieden, und er hatte eben bey sich überlegt, wie er den Minister bey Gelegenheit des neuen Jahres, das nur wenige Wochen entfernt war, an sein Versprechen erinnern wollte.

Er sagte also der schönen Kammerjungfer mit aller Höflichkeit, er sey noch nicht Willens, sich zu verheurathen. Aber so höflich man auch eine solche abschlägige Antwort geben mag, wird sie doch selten wohl aufgenommen. Das schöne Kind gerieth darüber in einen Grimm, den man einer solchen Taube nicht hätte zutrauen sollen, und fing von dem Augenblicke an, so sehr seine Feindinn zu werden, als sie vorher seine Freundinn gewesen war. Nunmehr ward durch den widrigen Einfluß dieser erzürnten Schöne das Betragen der Äbtissinn und aller Personen, die um sie waren, ganz anders gegen unsern armen dicken Mann. Die Umstände trafen sich ohnedieß ungünstiger gegen ihn, als er selbst einsah. Das zärtliche Stiftsfräulein war von dem Werbeofficier böslich verlassen worden, der eine reiche Erbinn bürgerlichen Standes geheurathet hatte; daher führte sie jetzt gar keine französische Korrespondenz. Zwey der verwirrtesten Prozesse stan-

den, durch einen glücklichen Einfall eines Prokurators in Wetzlar, auf dem Punkte verglichen zu werden. Und da die gelehrte Kammerjungfer so schlau war, der Äbtissinn über Stellen aus dem schönen Buche vom menschlichen Elende selbst täglich einige Auslegungen zu machen: so verschwand nun auch das letzte, wodurch sich unser dicker Mann noch hätte nothwendig machen können. Es fiel also der rachsüchtigeu Kammerjungfer nicht schwer, es dahin zu bringen, daß ihm, etwa vierzehn Tage nach der unbedachtsamen abschlägigen Antwort, die Frau Äbtissinn höchstselbst in ganz gnädigen Ausdrücken bedeutete: Er möchte sich gegen künftige Ostern um ein anderes Unterkommen umthun, weil sie alsdann seine Stelle ihrem Kammerdiener zugedacht habe. Dieser schrieb wirklich eine leidliche Hand; rechnete auch etwas, indem er im siebenjährigen Kriege Frisör bey einem Kriegskommissar gewesen war. Er hatte, um die wichtige Stelle eines Sekretars zu erhalten, gar keine Schwierigkeit gemacht, sich den Tag vorher mit der Kammerjungfer zu versprechen; welches die Hochwürdige Frau unserm dicken Manne beyläufig kund that.

Vier und zwanzigster Abschnitt.

Anselms gelehrte Plane. Charakter eines großmüthigen Schottländers. Dessen Launen, und verschiedene Reisen.

Anselm hatte nun ein ganzes Vierteljahr Zeit, um zu bedenken, was für ihn ferner zu thun sey. Er war aber itzt von seinen schimärischen Planen durch die tägliche Erfahrung zurückgekommen, und seine Gedanken gingen nicht mehr auf weit aussehende Dinge. Sein einziger und sehr billiger Wunsch war nur, sich aus der Niedrigkeit und schimpflichen Abhängigkeit, in welche er gerathen war, herauszuziehen. Dieß hielt er, wenn gleich für schwer, dennoch bey anhaltendem Fleiße und dem Gebrauche seiner Talente gar nicht für unmöglich. Das Natürlichste würde freylich gewesen seyn, seinem treuen Freunde Philipp zu schreiben, oder selbst zu ihm nach Elberfeld zu reisen. Er wußte wohl, dieser werde ihn nicht hülflos lassen. Theils aber versagte ihm seine Delikatesse die Dreistigkeit, einem Freunde beschwerlich zu fallen; theils hinderte ihn auch ganz

ingeheim seine Eitelkeit, eine Frau in der Nähe zu sehen, die einen Andern ihm vorgezogen hatte, ob er gleich seinem Freunde Philipp den Besitz seines Glücks gönnte. Er glaubte seiner zu denken, wenn er bloß sich selbst seine verbesserte Lage zu danken hätte. Aber wie? Die Hoffnung auf den Minister verschwand bald; denn er erhielt auf seine Neujahrsgratulation keine Antwort. Er sann also auf andere Mittel, und das bis Ostern fort, ohne etwas auszusinnen. Er wußte nun keinen andern Rath, als nach Frankfurt am Main zu gehen, in welcher volkreichen Stadt er ein Amt oder sonst etwas für sich zu finden glaubte.

Glücklicher Weise war er durch die traurige Erfahrung doch in so fern vorsichtiger geworden, daß er, der sich in seinem Wohlstande niemals etwas versagt, und sonst schon große Summen weggeworfen hatte, während seines Aufenthaltes im Stifte jeden Kreuzer sorgfältig zu Rathe hielt, so daß er bey seinem Abschiede beynahe sein ganzes Gehalt zurückgelegt hatte. Hiedurch war er im Stande, die Reise zu machen, und einige Wochen in Frankfurt auf die frugalste Art zu leben. Aber eine Aussicht für ihn wollte sich nirgend finden.

Seine geschäftige Einbildungskraft zeigte ihm jedoch eine. Die Messe fiel bald nach seiner Ankunft ein. Plötzlich faßte er den Gedanken, es werde leicht seyn, unter so vielen fremden Buchhändlern sein Fortkommen zu finden. Er machte sich also schnell an die Arbeit, um gegen die Messe einige Schriften zu Stande zu bringen, welche Waare für den Platz seyn möchten. Er sammelte vorzüglich seine sämmtlichen Gedichte, um welche, wie er glaubte, bey dem jetzigen feinern Geschmacke am Schönen, die Verleger sich reißen würden. Er schrieb eine prosaische Abhandlung über das menschliche Elend, wozu der Stoff aus seinen Vorlesungen über den berühmten Karl von Karlsberg und die Beyspiele aus seinen eigenen fehlgeschlagenen Hoffnungen hergenommen waren. Ferner eine gründlich gelehrte Vertheidigung der Kantischen Kritik der Vernunft, worin er, mit Rücksicht auf seinen ehemaligen Streit mit dem Herrn von Reitheim, allen Anhängern der geheimen Philosophien, und sogar dem berühmten Lavater derbe Seitenhiebe versetzte. Und auf allen Fall verdolmetschte er einen neuen französischen Roman.

Zu seiner großen Betrübniß verlangte aber

kein einziger von allen zwanzig Frankfurter Buchhändlern seine Manuskripte, die er ihnen schon vor der Messe anbot; und zu seinem großen Erstaunen erschienen auf dieser berühmten Reichs- und Heermesse kaum zwölf fremde Buchhändler, bey denen vollends nichts anzubringen war. Von den Gedichten sagten alle einstimmig, ohne nur das Manuskript anzusehen, es möchte niemand mehr Gedichte lesen. Als er mit der Abhandlung vom menschlichen Elende zu dem berühmten Nachdrucker Schmieder aus Karlsruh kam, sah sie dieser aufmerksam durch, und legte während dem Durchblättern, als ein Kenner des Werths der Bücher, dem Verfasser und dem Buche sehr viel Lob bey. Als aber der Verfasser wegen des Drucks seines Manuskripts unterhandeln wollte, gab es der wohlweise Schmieder lächelnd zurück, mit dem Beyfügen, ein so gut geschriebenes Werk werde in Frankfurt gewiß einen Verleger finden, und alsdann werde er nicht ermangeln, es als einen Anhang des Karls von Karlsberg nachzudrucken. Er machte zugleich mit seiner, wie er selbst sagte, sehr schönen und saubern Ausgabe dieses Buchs, auf eine verbindliche Weise, dem Verfasser der Abhandlung

ein

ein Geschenk, um ihn aufzumuntern, solche Bücher zu schreiben, die des Nachdruckens werth wären. Zu der philosophischen Abhandlung wollten sich auch keine Abnehmer finden. Einer der Buchhändler sagte: in seiner Gegend finde die Vernunft noch nicht Liebhaber, geschweige ihre Kritik. Ein Anderer behielt das Manuskript zum Durchsehn, und schrie, als ers wiedergab, in großem Zorne: der Verfasser müsse ein niederträchtiger Bösewicht und ein wahrer Atheist seyn, da er sich nicht entblödete, über den engelreinen Mann Gottes Lavater zu spotten. Von dem französischen Romane war bereits eine andere Übersetzung da, und auch schon Makulatur geworden.

Unser dicker Mann war nicht bloß gedemüthigt, daß niemand seine Werke verlegen wollte, sondern wirklich ganz trostlos, weil sein Geld zu Ende ging. Er hatte theils für seine Hefte eine gute Summe zu seinem jetzigen nothdürftigen Unterhalte erwartet; theils hatte seine an einem jungen Schriftsteller verzeihliche Eitelkeit ihm die Hoffnung vorgespiegelt, es werde durch den Druck derselben sein Namen so bekannt werden, daß mehrere Gönner sich finden würden, einem so berühmten Manne mit

Ehren fortzuhelfen. Nun sah er sich in Allem getäuscht, und wußte nicht, was er anfangen sollte.

Als einen Versuch der Verzweiflung, bot er noch seine Manuskripte einem Buchhändler aus Trier an, der bloß mit großen lateinischen Kasuisten und kleinen deutschen katholischen Gebetbüchern handelte. Zum Glücke war in eines der Manuskripte zufälliger Weise, als ein Zeichen, ein buntes Heiligenbild gelegt, welches dem Verfasser einst die verliebte Kammerjungfer, zur Zeit als sie um ihn freyete, geschenkt hatte, weil es bunt war, und sie ihm gern etwas angenehmes geben wollte. Daher hielt ihn der Buchhändler für einen Glaubensgenossen, und sah ihn mit Ehrfurcht an, weil er französisch verstand. Er rieth ihm, doch lieber einen schönen französischen Prediger aus der Gesellschaft Jesu zu übersetzen, weil diese besser abgingen, als sündliche Romane. Anselm, ohne sich auf die Religion einzulassen, bezeigte sich geneigt dazu, wenn er nur einen solchen Prediger hätte. Diese Bereitwilligkeit gefiel dem frommen katholischen Manne so sehr, daß er ihm ein Duodezbändchen ascetischer Betrachtungen über das Leben und die Thaten des

seligen Knechts Gottes, des Bettlers und Läusefressers Franz Labré, aus dem Lateinischen zu übersetzen gab, wovon kürzlich in Rom vier Auflagen in vier Wochen waren gemacht worden, und wovon er selbst gewiß hoffte, in Trier drey oder vier deutsche Auflagen zu verkaufen, weßhalb er auch dem Übersetzer die größte Eile empfahl. Diese sinnlose Arbeit ging einem so gelehrten Manne, wie Anselm, Anfangs sauer an; aber er hatte ja nicht zu wählen. Er, dem sonst die Stunde des Vergnügens vor der nöthigsten Arbeit ging, arbeitete Tag und Nacht, und ward auch noch vor Ende der Messe fertig, zu großer Freude und Verwunderung des Herrn aus Trier, welcher richtig bezahlte.

Aber die Dankbarkeit des über die Geschwindigkeit seines Übersetzers erfreuten Buchhändlers blieb nicht bey der Zahlung stehen. Es schien, Anselms Bereitwilligkeit, eine schlechte Übersetzung zu machen, sollte ihn weiter führen als alle seine Gelehrsamkeit; oder vielleicht wollte gar der selige Franz Labré an seinem Übersetzer ein Wunder thun. Ein durchreisender schottischer Lord suchte einen Menschen, der Französisch verstände und mit der Feder Bescheid wüßte. Der fromme Buchhändler hatt-

vor einigen Monaten am Heile seiner Seele eine Wallfahrt nach Köln gethan, um bey den wunderthätigen Leibern der heil. drey Könige im dortigen Dome seine Andacht zu verrichten. Damals lernte er diesen Schottländer durch einige vom Hausgesinde des päpstlichen Nuncius Monsignor Pacca kennen, bey welchem der schottische Herr zuweilen aus- und einging. Daher konnte der Buchhändler unsern dicken Mann zu dieser vortheilhaften Stelle empfehlen. Dieser glückliche Vorfall setzte ihn mit Einemmale aus seiner Verlegenheit. Er rief aus: »O seliger Franz Labré! Alles, was ich kluges hätte schreiben können, würde mir nicht so weit geholfen haben, als deine Lumpen und deine Läuse! Ich sehe, wenn man durch die Welt kommen will, muß man sich nicht allein die Leibjäger und Kammerjungfern, sondern auch die Bettler zu Freunden machen!«

Herr Mac-Allester — oder Mylord Mac-Allester — da jeder Engländer, der in einer Kutsche fährt, am Rheine und an der Mosel Mylord heißt — war, wie unser Anselm — ein kleiner runder Mann mit umherfahrenden feurigen Augen, dabey launig und kurz angebunden, wie solche reiche und freye

Leute wohl zu seyn pflegen. Er ließ unsern Anselm eine Seite Französisch schreiben, um die Deutlichkeit und Flüchtigkeit seiner Handschrift zu ersehen, weil er zu diktiren pflegte; und war mit beiden zufrieden. Er ließ ihn auch etwas übersetzen; denn Mylord verstand ein wenig Deutsch, und war wohl zufrieden, daß Anselm einige Worte Engländisch stammelte. Anselm war ganz entzückt von diesem großmüthigen Nordbritten, der ihm gleich einen Gehalt von monatlich acht Guineen anbot, welches seine Erwartung übertraf. Sie waren des Handels beynahe eins, als Mylord, der wohl seine Launen, haben mochte, unserm dicken Manne plötzlich die Frage vorlegte: »ob er auch fri»siren und rasiren könne?«

Anselm, höchlich verwundert, sagte mit Unwillen: »Dazu könne er sich nicht geben. Er »habe nicht als Domestik, sondern als Sekre»tar mit ihm zu reisen versprochen.«

Mylord fuhr auf: »Sekretar! Sekretar! »Daß Ihr Deutsche doch immer auf die Titel »seht! Nun! mein anderer Domestik kann al»lenfalls auch frisiren und rasiren, und Ihr »sollt dann also Sekretar, oder Sekretarius »heißen, wenn Euch das besser klingt. Aber

»Ihr müßt auf dem Bocke fahren; denn an»derer Platz ist nicht da, und in meinem Wa»gen lasse ich niemand neben mir sitzen.«

Anselm erschrak nicht wenig über diesen Vorschlag. Indeß, was war zu thun? Sollte er die vortheilhafte Stelle um einer solchen Kleinigkeit willen ausschlagen? War's denn besser, wenn er auf dem Postwagen hätte sitzen müssen; oder auf einem Bauerwagen, wie er schon neulich gethan hatte?

Er überlegte, es würde in seiner jetzigen Lage Eigensinn seyn, auf eine Nebensache zu bestehen, die doch den Umständen nach nicht anders seyn konnte. Ihn reizte nicht allein das ansehnliche Gehalt, sondern auch das Ansehen eines so vornehmen Herrn; denn der Buchhändler hatte aus dem Munde des andern Bedienten viel Werks von des Lords großen Gütern im Hochlande gemacht, und erzählt daß er einer der angesehensten schottischen Pairs sey. Nun, dachte Anselm, könnte ihn dieser Herr vielleicht in Schottland zum großen Manne machen; weshalb er beschloß, sich nach diesem großmüthigen, obgleich auch launischen schottischen Pair zu richten.

Unser dicker Mann bestieg also den Bock,

weil's nicht zu ändern stand, und sie reiseten ab. Mylord hatte seine sonderbaren Launen. Er reisete nicht auf der geraden Landstraße, sondern zuweilen unvermuthet einen Nebenweg, und unterhielt sich zuweilen Stunden lang mit Leuten, die wie Bauern, oder sonst wie geringe Leute aussahen. Anselm erschrak nicht wenig, als der Weg ins Jülichsche bog, und fing an zu befürchten, es möchte gar nach Aachen oder Elberfeld gehen. Er wäre vor Scham gestorben, wenn er sich in seiner jetzigen Lage da hätte müssen blicken lassen. Aber es ging ungefähr eine Meile bey beiden Orten vorbey, durch Gegenden, welche unserm dicken Manne nur allzuwohl bekannt waren: Gegenden, die er oft in eigenem Wagen und auf eigenem Pferde durchstrichen hatte, und die er nun auf dem Bock sitzend durchzog. Er erinnerte sich lebhaft der Reise von Vaals nach Elberfeld, und welche sanguinische Hoffnungen seine Einbildungskraft damals noch entworfen hatte, nachdem schon sein ganzes väterliches Erbgut von ihm verschwendet war. Damals dünkte ihn, es läge die Welt vor ihm offen, um sein Glück darin zu machen. Sie lag noch offen vor ihm; aber wie? Seine Empfindung war sehr bitter,

da er nichts als seinen eigenen Leichtsinn anklagen konnte. Nebst Scham und Reue gingen eine Menge guter Entschlüsse durch seinen Kopf; wie sie ihm ehemals schon oft durch den Kopf gegangen waren. Hätte er sie nur jemals mit Ernste ausgeführt: so hätte er sein eigener Herr mit Ehren bleiben können, und hätte nicht jetzt in einer ziemlich zweydeutigen Lage nach Schottland reisen dürfen, auf Hoffnungen, die doch wenigstens nicht völlig gewiß waren.

Jetzt schien aber noch nicht einmal die Reise nach Schottland zu gehen. Mylord wendete seinen Weg durch Lüttich und Brabant nach der holländischen Gränze, und hielt sich einige Wochen in Berg-op-Zoom auf. Hier sah unser dicker Mann, zu seinem nicht geringen Erstaunen, ganz deutlich, was er schon seit einiger Zeit zu vermuthen angefangen hatte, nemlich daß sein Patron — Mylord oder nicht — bey den damaligen Unruhen in den Vereinigten Niederlanden eigentlich das edle Handwerk eines Spions trieb. Anselm hatte fast täglich ganze Bogen voll Ziffern zu schreiben gehabt; aber aus dem, was hin und wieder en clair stand, so viel geurtheilt, daß sein

Herr der statthalterischen Partey diene. Jetzt aber fing er an zu merken, daß Mylord zugleich der patriotischen ähnliche Dienste leistete, und eben daher, weil er von beiden Theilen so gut bezahlt ward, auch seine Bedienten reichlich bezahlen konnte. Unserm dicken Manne war nicht wohl zu Muthe; aber was sollte er machen? Es ging überdem alles so schnell, daß er nicht Zeit hatte, sich zu besinnen.

Der Weg ward nun nach der französischen Gränze genommen, um das Lager bey Givet zu besuchen, aus welchem die Patrioten Hülfe von Frankreich erwarteten. Sie fanden es ganz ordentlich abgesteckt, aber keinen einzigen französischen Soldaten darin. Sie eilten so schleunig, als möglich, mit dieser wichtigen Nachricht nach dem Haag. Daselbst hatte Mylord gleich in der Nacht, da er ankam, eine lange Konferenz mit ein paar ihm wohlbekannten Untersekretaren. Er empfing den folgenden Tag sogleich neue Instruktion, morgen nach Amsterdam zu gehen. Mylord ging aber noch desselben Abends ganz in der Stille einen kleinen Umweg seitwärts zu seinen patriotischen Freunden nach Utrecht und Geldern. Denselben verkaufte er abermals die wichtige Nach-

richt, daß er selbst als Augenzeuge in Givet und in der ganzen dortigen Gegend nicht einen einzigen französischen Soldaten gesehen habe. Er erweckte dadurch dort viel Betrübniß; denn die eifrigen Patrioten hatten schon eine Armee von 35,000 Franzoseu das ganze holländische Flandern einnehmen und bis ans Land von Altena vorrücken lassen. So viel Kummer nun auch die Nachricht, daß die Franzosen nicht marschirten, erwecken mußte: so ward sie doch gut bezahlt; denn die Patrioten sahen nun, sie würden sich selbst überlassen seyn, und verdoppelten ihren Eifer sich zu rüsten. Mylord, der jetzt inkognito unter dem Namen eines französischen Negocianten reisete, empfing von seinen Utrechtschen Freunden sehr gute Adressen an die vornehmsten Anhänger der patriotischen Parten in Amsterdam. Von denselben hoffte er Nachrichten herauszulocken, welche der Oranischen Partey sehr wichtig seyn mußten; doch nahm er sich vor, wie es auch billig war, die patriotische Partey, für die guten Dukaten die sie ihm bezahlte, nicht zu vergessen: denn die geheimen Anhänger der Oranischen Partey in Amsterdam konnten ihm im Vertrauen auch so manches sagen, was die Patrioten gern hätten wissen mögen.

Die Vereinigten Niederlande befanden sich damals in der größten Gährung. Beide Parteyen waren aufs äußerste gegen einander erhitzt. Alles rüstete sich, und der bürgerliche Krieg fing an vielen Orten schon an sich auszubreiten. Unsere Reisende mußten also große Vorsicht anwenden, zuweilen Umwege nehmen, und sich nach der Laune der an jedem Orte herrschenden Partey richten. Wenn aber, wie es oft geschah, an einem Orte beide Parteyen auf den Beinen waren; so blieb es sehr schwer, ohne Kopfstöße durchzukommen. Bald steckten sie die Oranienfarbene Kokarde auf, bald mußten sie dieselbe wieder abnehmen. Dicht vor dem Haag schrie das Volk Oranje boven und sang Wilhelmus van Nassauwen, und da sangen unsere Reisende mit. Um Utrecht war das Geschrey: Vader Hooft boven, und alles sang den Utrechtschen Marsch, welches sich ziemlich bis Amsterdam erstreckte. Dahin kamen denn unsere Reisende wohlbehalten an, doch unter fast stündlich veränderten Schreyen und Singen, und unter mancher Furcht vor Messern und Knütteln.

In Amsterdam gab es viel zu thun. Der französische Negotiant ging den ganzen Tag in

seinen Geschäften aus. Anselm aber hatte zu Hause alle Hände voll Arbeit, denn es waren täglich bis in den späten Abend Berichte und Briefe in Ziffern zu schreiben. Die Herren waren kaum acht Tage da, als Anselm, da Mylord eines Mittags guter Dinge schien und mit ihm schwatzte, auch sein bischen Klugheit zeigen wollte; denn er war auf den Gedanken gekommen, es werde ihm bey seinem Herrn Gewicht geben, wenn er merken ließe, er wisse wohl was dieß oder jenes zu bedeuten habe. Mylord lächelte, und sagte weiter nichts. Es war nach Tische noch ein starker Posttag. Erst nach Ein Uhr nach Mitternacht ward Anselm beurlaubt, und Mylord blieb noch auf; denn er siegelte allemal die Briefe selber, machte die Adressen, und gab sie auch selbst ab, wovon Anselm niemals etwas erfuhr. Anselm legte sich sehr ermüdet zu Bette, und schlief daher länger als gewöhnlich. Sein Herr ließ ihn aber wecken, und er mußte unverzüglich in einer Miethskutsche nach einer entfernten Gegend der Stadt fahren, um ein Billet an jemand abzugeben, dessen Wohnung genau bezeichnet darauf stand. Dieser Mann war aber in der Gegend nicht auszufinden, und Anselm

kam nach drey Stunden mit dem Billete zurück. Er war nicht wenig erstaunt, zu vernehmen, Mylord habe im Hause alles bezahlt und sey fortgereiset. Da fiel ihm schwer auf, in seiner Klugheit gezeigt zu haben, daß er mehr wisse, als Mylord wollte wissen lassen. Es scheint aber, die in Amsterdam herrschende patriotische Partey hatte von dem Gewerbe des französischen Negocianten Nachricht erhalten, oder doch starken Verdacht geschöpft, und Mylord hatte dieses vermuthet; denn kaum konnte sich Anselm besinnen, als Papagoy, der Onder-Schout mit seinen Dienern ankam, sich nach dem fremden Negocianten etwas näher zu erkundigen. Da dieser nicht mehr zugegen war, nahm er unsern dicken Mann in Verhaft, und bemächtigte sich seiner Papiere. Diese bestanden aber in nichts, als in seinen Gedichten, philosophischen Abhandlungen und Übersetzungen, und schienen also selber von seiner Unschuld an politischen Angelegenheiten zu zeugen. Das Billet enthielt nichts, als ein weißes Blatt. Dieß schien zu verrathen, sein Herr habe ihm selbst nicht getraut, da er ihn sich auf diese Art vom Halse geschafft hatte. Da er nun so klug war, mit einer unkategori-

schen Nothlüge zu sagen, er habe bloß die Privatgeschäfte seines Herrn zu verrichten gehabt, und weiter nichts auf ihn zu bringen stand; so ward er nach ein Paar Tagen entlassen.

So fand sich denn unser dicker Mann ganz vereinzelt in einer großen Stadt, wo er niemand kannte, und nicht einmal die Landessprache recht verstand. Nach erhaltener Freyheit ging er ganz mechanisch die Gassen auf und nieder, ohne zu wissen, was er anfangen sollte. Er hatte freylich noch ein paar Guineen und Dukaten in der Tasche; aber wie lange konnten diese ausreichen, ihn zu unterhalten? Ganz trostlos wanderte er über Kolveniers Burgwall und die hohe Straße, und blieb vor dem Rathhause aus Neugierde stehen, wo ein großes Gedränge war, und eine Menge Volks durch einander schrie. Es kam ein ehrwürdiger alter Mann, schwarz gekleidet, im hangenden Mantel, untersetzter Statur, mit einem Gesichte, worauf die Furchen des Alters und des Nachdenkens gegraben waren. Alles schrie: Hoeden af! (Hüte ab!) und schwenkte die Hüte. Unser dicker Mann war nur neugierig zu sehen, was vor-

ging, richtete sich auf die Zehen, und dachte nicht an den Hut. Mit einemmale bekam er einen Kopfstoß, daß er den Hut kaum wieder ergreifen konnte; und ein Matrose setzte ihm noch einmal die Faust ins Gesicht, und schrie ihn an: »Ihr verdammter Oranien-»Klant! wollt ihr wohl vor Vader Hooft »den Deckel abnehmen?« Er entschuldigte sich, so gut er im gebrochnen Holländischen konnte, und hätte sich gern fortgemacht; aber das Gedränge war zu stark, als daß er seine Stelle verlassen konnte. Es währte nicht lange, so drängte sich wieder eine Menge Menschen vom Rathhause her, und es entstand ein ziemliches Gemurmel unter den Umstehenden. Der Haufen wich nicht von einander; aber die Justizdiener machten Platz. Ein andrer Mann von untersetzter Statur, gleichfalls in schwarzer Rathsherrntracht, mit rundem glattem Gesichte, gebogener Nase und feurigem Blicke, ging vom Rathhause herab. Anselm stand in der Nähe, so daß er ihn gut sehen konnte, und fragte einen beystehenden: »Wer der Herr wäre? Dieser antwortete: »Kennt ihr nicht den Bürger-»meister Oedel?« Unser dicker Mann war nun unterrichtet, und zog ehrerbietig seinen Hut

vor dem Herrn ab. Sogleich schlugen drey oder vier Kerle ganz unbarmherzig auf ihn los, und schrieen: »Gy Oranje-Blixem, den Hoed »op!« (Ihr Blitz-Oranischer, den Hut auf!) Sie stießen allenthalben auf ihn los, und er entkam mit blutigem Gesichte kaum ihren Klauen.

Anselm konnte wegen seiner empfangenen Wunden einige Tage nicht ausgehen. Nachdem er geheilt war, hatte die Gährung unter dem Volke noch mehr zugenommen. Er wollte ihr entfliehen, nur um nach Deutschland an einen ruhigern Ort zu kommen, ob er gleich nicht wußte, wohin er gehen, und was er dort eigentlich anfangen sollte. Er war mit Gelde nicht sehr versehen, und da ihn die Noth wirthschaftlich machte, hielt ers fürs Beste, seinen Koffer und übrigen Habseligkeiten an das Gränzpostamt zu Emmerich zu senden, und zu Fuße dahin nachzuwandern, um sie dort abzufordern. Er ging fort. Aber außerhalb Amsterdam war auf dem platten Lande und in den kleinen Städten die Volksgährung noch viel ärger. Der bürgerliche Krieg fing an, mit größter Wuth zu rasen. Die Patrioten waren wegen des annahenden Eindringens der Preußen in Alarm, welchen die Hoffnung auf die Franzo-

sen,

sen, die immer schwächer ward, nicht dämpfen konnte. Beide Parteyen waren dabey auf einander äußerst erbittert. Wer kann die Faustschläge und Rippenstöße zählen, die unser armer dicker Mann, so vorsichtig er sich auch gern nehmen wollte, auszustehen hatte? Es war ihm unmöglich, der einen Partey nicht zu mißfallen, und immer recht zu wissen, von welcher Partey der war, mit welchem er redete. Er wußte fast nicht mehr, von welcher Seite er sich wenden sollte.

Die Annäherung der Preußen setzte in den Provinzen Geldern und Utrecht alles in die größte Bewegung. Die Patrioten bewaffneten sich, um sie zu vertreiben. Es war eine bunte Masse von ungleichartigen Menschen und Waffen, die sich täglich vermehrte, und die herzhaft schwor alle Preußen zu vertilgen. Unser dicker Mann konnte nicht weiter; er ward in dem Städtchen Wyk de Duurstede gezwungen, sich als patriotischer Soldat anwerben zu lassen. Täglich ward exercirt; und der Muth wuchs täglich. Man malte Bildnisse von preußischen Husaren auf ein Brett, wornach die Rekruten schießen lernten. Das Feuern währte etwa vierzehn Tage, in welchen An-

selm alle Beschwerlichkeiten des Kriegsstandes erduldete. Wenn er den Tag über exercirt hatte; mußte er in der Nacht Schildwache stehen. Da hatte er in den heitern Sommernächten Muße genug, seinem Elende nachzudenken. Bald kam ihm eine Portion spekulativer Philosophie ein, bald irgend ein schimärischer Plan, sich in einen bessern Zustand zu versetzen. Von beiden schlecht getröstet, wollte er beynahe verzweifeln. Aber was halfen ihm alle Verwünschungen seines Leichtsinns! Da er hier so von aller Welt verlassen stand, fiel ihm seines Vaters Prophezeihung ein: es werde, wenn er glaube gegen Andere keine Pflichten zu haben, eine Zeit kommen, wo sich Niemand um ihn bekümmere; und jetzt sah er dieß in Erfüllung gehen.

Doch ward er bald erlöset. Die Preußen kamen näher. An einem Morgen vor Sonnenaufgange standen sie vor den Thoren. Anselm hatte kaum Zeit, Gewehr und Patrontasche wegzuwerfen, so waren sie schon eingedrungen. Aber da unser dicker Mann, so wie die meisten patriotischen Soldaten, nicht in Uniform ging; so war er gleich in seinen Civilstand restituirt. Man bemerkte ihn nicht, und als ein Deutscher war er noch weniger ver-

dächtig. Er ging, um dem Getümmel zu entkommen, zum Thore hinaus; aber bald gerieth er in neue Gefahr. Ein kleiner Trupp Patrioten, der in einem benachbarten Gehölze versteckt gelegen hatte, fiel den Nachtrab der Preußen an. Unser guter dicker Mann wäre beynahe mitten ins Scharmützel gekommen, und konnte sich kaum hinter einer geschnittenen Hekke verbergen. Als gegen Mittag alles ruhig ward: kroch er hervor, und ging weiter. Er fand am Wege einen in der Schulter verwundeten preußischen Soldaten liegen, der sich ziemlich verblutet hatte, und in der Hitze schmachtete. Unser gutmüthiger dicker Mann brauchte sein bischen chirurgische Wissenschaft; er wusch die Wunden mit Brantwein, den der Soldat bey sich hatte; verband sie so gut er konnte, und fand endlich Mittel, ihn nach dem nächsten Dorfe tragen zu helfen, wo noch ein paar Soldaten lagen, denen er gleiche Hülfe leistete. Endlich kam ein Regimentschirurgus hinzu, der seinen menschenfreundlichen Eifer lobte; und da eben einige Wagen nach Kranenburg zurückgeschickt wurden, um Bedürfnisse für die Armee nachzuholen: so veranstaltete der Chirurgus, daß unser dicker Mann mit diesem Transporte bis dahin fahren konnte.

Fünf und zwanzigster Abschnitt.

Fröhliches Unglück und trauriges Glück.

Anselm ging nun zu Fuße nach Emmerich. Durch das Postgeld für seinen Koffer aus Amsterdam war seine Baarschaft ziemlich erschöpft. Er suchte eine wohlfeile Schlafstelle, und fand sie endlich in einem abgelegenen Gäßchen. Hier sann er über seinen trostlosen Zustand nach. Er hätte jetzt gern die Praxis der Arzneywissenschaft auch bey den geringsten Leuten angefangen; aber das in den preussischen Landen geltende Gesetz, daß ein Arzt in der Hauptstadt erst einen anatomischen Kursus machen muß, legte ihm unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg. Er konnte gar keine andere Aussicht finden, sein letzter Stüber war aufgezehrt. Er hatte hier nicht zu leben, und auch kein Geld zur Reise. Er ward täglich tiefsinniger, und gerieth beynahe in völlige Schwermuth.

In diesem traurigen Zustande ließ ihn aber sein Wirth nicht lange. Dieß war ein Musikant, der alle Sonntage, und wann Hochzei-

ten oder Kirchweihen vorfielen auch an Wochentagen, die Beine der umliegenden Dorfschaften in Bewegung brachte; ein lustiger Kerl, der wöchentlich ungefähr verzehrte, was er verdiente, nicht eben für die Zukunft sorgte, und immer zufrieden war. Dieser predigte seinem trostlosen Hausgenossen den Satz: Man müsse nie verzagen; aber auch jederzeit sich in seine Lage schicken. Anselm, mit einem Seufzer über seinen vorigen glücklichen Zustand, versprach, sich gern in alles zu schicken; aber, setzte er hinzu, er müsse wohl verzagen, weil er gar keine Aussicht habe. Indem entdeckte der Hauswirth im Gespräche, daß unser dicker Mann ein wenig auf der Violine spielen konnte, und sogleich that er ihm den Vorschlag, sich zu der Musikantenbande zu gesellen. Anselm stutzte; aber es war nicht auszuschlagen. Er fand, das geringste praktische Talent könne zuweilen nützlich seyn. Sein bischen Musik diente ihm doch zu etwas, da ihn sogar seine so gründliche theoretische Philosophie verließ.

Es ward unserm dicken Manne, wie es dem jüngsten Musikanten gehört, eine Baßgeige an einem ledernen Bande über die Schultern gehangen; und so wanderten sie von Dorfe zu

Dorfe. Sein voriger Zustand fiel ihm oft bitter in die Gedanken. Aber sein Hauswirth wiederholte ihm so oft, man müsse sich in das schicken was nicht zu ändern ist, daß diese Lehre endlich Frucht zu bringen begann. Der heitere Anblick des gesegneten Landes, die rohe Fröhlichkeit die er mit erregen half, und die sorgenlose Zufriedenheit seiner Kameraden wirkten nach und nach auf ihn. In diesem niedrigen Zustande vermochte er es zum erstenmale über sich, genügsam zu seyn und ein unvermeidliches Schicksal geruhig zu ertragen; und so verlebte er, durch Zufriedenheit bey sehr geringem Auskommen, frohere Stunden, als er selbst je für möglich gehalten hätte.

Mit dem Frohsinne unsers dicken Mannes erwachte aber auch wieder seine lebhafte Einbildungskraft; und diese, die ihm schon so manche schlimme Streiche gespielt hatte, unterbrach den Frohsinn, durch den sie selbst war erweckt worden. Anselm konnte nichts ruhig betrachten Er sah täglich die muntern klevischen Bauerdirnen um sich hertanzen, eben nicht schön, aber gesund, froh und anstellig. Dieß brachte ihm wieder die Bilder aller hübschen Mädchen vor, die er gesehen hatte. Hierauf

stellte sich ihm das Bild Sophiens, der ersten Gespielinn seiner Jugend, lebhaft dar. Er rief die Jahre jugendlicher schuldloser Zuneigung in Gedanken zurück. Jetzt sah er ein, wie glücklich er durch sie hätte werden können, wenn er damals nicht thörichter Weise vergängliche äußere Schönheit wahrem innern Werthe vorgezogen hätte. Seine Reue ward um desto bitterer, wenn er bedachte, daß er auch sie vermuthlich unglücklich gemacht habe; denn ihm war wohl bewußt, daß ihr Mann, ein trockner ungebildeter Kaufmann, nur für Geld und dessen Erwerbung Sinn hatte. Dieß faßte ihn schrecklich. Er verwünschte seine Undankbarkeit, und fing an, sich als einen verworfenen Menschen zu betrachten, der Ursache geworden, das Leben der edelsten Seele zu verbittern. Dieser Gedanken vergällte ihm selbst die kleinen Freuden seines niedrigen Standes. Unglücklicher Weise hatte er auf der Hochzeit eines ungleichen Paares mit aufzuwarten. Die Niedergeschlagenheit der Braut stellte ihm Sophiens Zustand lebhaft vor. Er gerieth darüber abermals in Traurigkeit, vergaß seinen guten Spruch: daß man sich in seine Lage schicken müsse; schwor, nie eine Hochzeit wieder

zu sehen, und trennte sich ohne weitere Überlegung von seiner musikalischen Gesellschaft, ob er gleich gar keine andere Aussicht hatte.

Sein Hauswirth, der solche feine Empfindungen nicht fassen konnte, schalt ihn einen Narren. Weil er aber meinte, man müsse auch allenfalls einem Narren forthelfen: so verließ er ihn nicht ganz. Anselm hatte in seiner Jugend eine gute Hand schreiben lernen. Durch diese von ihm sonst verachtete Geschicklichkeit hatte er schon hin und wieder als Abschreiber etwas verdient. Sein Wirth verschaffte ihm in den Häusern einiger Bürger Stunden zum Unterrichte im Schreiben und Rechnen. Er bekam sogar in einer der dortigen kleinen Manufakturen von leichten Zeugen die Bücher zu führen. Hiedurch nährte er sich, freylich sehr dürftig; doch hatte er Gelegenheit die wichtige Lehre, sich in seine Lage zu schicken, recht praktisch zu üben. Er that es, und entsagte noch einmal den Bildern seiner Einbildungskraft und seinen Planen. Nur das Andenken an seine Sophie war zu lebhaft geworden, als daß es ausgetilgt werden konnte, und es gewährte ihm oft in einsamen Stunden ein obgleich mit Wehmuth vermischtes Vergnügen.

Es lebte damals in der Nachbarschaft, und lebt vielleicht noch, eine Originalfamilie von zwey einzelnen Leuten: Bruder und Schwester, nebst sechs Katzen, die ganz nothwendig zur Familie gehörten. Der Bruder, Meister Ulrich Derb, war ein Lohgerber, ein gesunder und reicher Mann, und was noch mehr ist, ein Dichter, der alle gereimte Dichtungsarten, vom Alexandriner bis zur vierzeiligen Strophe, versucht hatte. Seine Schwester, Jungfer Ursula Derb, damals in ihrem ein und vierzigsten Jahre, war ziemlich hager und langnasig, hatte etwas dürre Wangen und Hände, und liebte außer ihrem Bruder, dem sie durch öfteres zänkisches Zurechtweisen, ihre Liebe bezeugte, nichts als sich selbst, ihre Katzen und ihre Verse; denn auch sie war eine Dichterinn. Aber sie machte bloß Hexameter, indem sie, selbst sehr feyerlich, nur fürs Feyerliche Sinn hatte. Ihre Gedichte handelten hauptsächlich vom Tode, von der Unsterblichkeit der Seele, und von der künftigen Welt. Von der jetzigen Welt hielt sie nicht viel, welches ihr die jetzige Welt auch reichlich erwiederte. Sie war sehr ernsthaft und keusch, daher kamen verliebte Gedanken nie in ihren Sinn. Auch von

Geselligkeit hielt sie wenig; denn sie fand in Emmerich niemand ihrer Gesellschaft werth, lebte also bloß sich selbst, ihren hohen Gedanken und ihren Katzen. Nur alsdann ward sie etwas human, wenn jemand sich ihre Verse wollte vorlesen lassen; welches Vergnügen sie aber selten genießen konnte. Da sie nun, ein wenig Schnarren ausgenommen, wegen des hohlen Tons ihrer Stimme ein großes Talent zur Deklamation besaß: so brachte sie täglich ein paar Stunden zu, ihre Verse und ihres Bruders Reime ihren Katzen vorzudeklamiren.

Diese poetische Familie hatte eine Tugend, die nicht allen Dichtern eigen ist: sie ließ ihre Gedichte nicht drucken, sondern widmete dieselben nur sich selbst und ein paar auserlesenen Seelen. Indeß wollte Jungfer Ursula doch für die Nachwelt sorgen. Sie hatte ihre eigenen Gedichte in einer gewissen Ordnung gesammelt, und wünschte sie nun ins reine geschrieben zu sehen. Zu diesem Behufe warf sie ihre Augen auf unsern Anselm, von dem seine schöne Handschrift, und daß er eine Art von Gelehrten sey, endlich in der Stadt ziemlich war bekannt geworden. Jedoch wollte sie, da ihr Naturell sie zu einigem Mißtrauen stimm-

te, ihn erst probiren. Sie las ihm einige Gedichte vor. Er war schon genugsam gedemüthigt, um mit Klugheit zu schweigen. Sie ließ ihn auch ihr ein paar Gedichte vorlesen, und war mit seinem Vortrage zufrieden, weil er sie, wie sie sagte, verstände. Nun ging er an das große Werk, die Gedichte abzuschreiben, auf dem schönsten großen Papiere, welches die erhabene Ursula eigenhändig mit rosenrother Seide zusammenheftete. Seine deutliche Handschrift fand den Beyfall der Dichterinn, zumal da er den Gedichten noch unvermerkt die zufällige Zierde einer richtigen Orthographie gab. Er arbeitete an dieser Abschrift täglich einige Stunden in dem Hause und unter der unmittelbaren Aufsicht der Jungfer Ursula, welche ihre Gedichte unter keiner Bedingung fremden Händen würde anvertraut haben. Je mehr die Abschrift fortrückte, je mehr ward die Dichterinn entzückt, die Kinder ihres Geistes in so schöner Gestalt zu erblicken. Sie hatte eine Vorsicht gebraucht, an welche nicht alle Dichter denken, nemlich ihre schönsten Sachen in die letzten Bände zu sparen, damit jeder Band am Werthe zunähme. Als daher unser dicker Mann anfing, unter ihren Augen das siebente

Rieß Papier zu beschreiben, gefielen ihr selbst die Gedichte so außerordentlich wohl, daß sie ihm oft das Papier aus der Hand nahm, um ihm ihre Gedichte mit lauter Stimme vorzulesen. Er war klug genug, nicht nur zu schweigen, sondern auch zuweilen ihr Beyfall zuzulächeln, zuweilen sie mit Worten zu loben. Dieß gefiel ihr sehr wohl; denn sie hatte seit langer Zeit nicht so angenehme Stunden genossen. Sie fing nun an unserm dicken Manne viel freundlicher als sonst zu begegnen; und da er auch vor ihren Katzen Gnade fand, welche während ihres Deklamirens auf seinen Schoß sprangen, und sich von ihm streicheln ließen: so ward ihr Herz erweicht; und die Freude über die schön geschriebene Sammlung ihrer Gedichte, wovon der Buchbinder ihr einen Band nach dem andern prächtig gebunden mit vergoldetem Schnitte vorlegte, gab dieser erhabenen Verfasserinn eine Munterkeit, die man sonst an ihr nie war gewahr geworden. Unser Anselm hingegen ward alle Tage nachsinnender und trauriger. Entweder mochten ihm die vielen hochtönenden Hexameter der Jungfer Ursula eine Indigestion des Geistes zugezogen haben; oder vielmehr erregte die

jetzt immer lebhafter werdende Reue, durch seinen ehemaligen Leichtsinn Sophien verloren zu haben, in ihm sehr schwermüthige Gedanken.

Eines Tages, als er sich nichts Arges versah, und eben bey der Jungfer Ursula eintreten wollte, um in dem Tagewerke seines Abschreibens fortzufahren, nöthigte ihn Meister Derb in seine Stube, und nach einem kurzen Eingange trug er ihm seine Schwester, auf Verlangen derselben, zur Ehehälfte an. Unser guter dicker Mann stutzte ein wenig; denn der Vorschlag kam ihm ganz unerwartet. Seine Einbildungskraft war immer angespannt, wenn er nicht unmittelbar in Verlegenheit war. Durch Empfindung des Unglücks oder unangenehmer sinnlicher Eindrücke die er Unglück nannte, ward sie gleich abgespannt, weil er unmittelbar unangenehme Empfindungen nicht vertragen mochte; in dieser Abspannung konnten einige ruhige Gedanken oder gute Entschlüsse Raum finden, wodurch er sich dann einbildete in ein philosophisches Gleichgewicht des Geistes gekommen zu seyn. Kaum aber waren seine unmittelbar unangenehmen Empfindungen ausgelöscht: so war das Gleichgewicht verloren. Seine angespannten Ideen kamen wie-

der; er brütete darüber, und fand sich glücklich darin. Er hatte die vergangene Nacht schlaflos zugebracht in Gedanken an Sophiens Schicksal, das er für unglücklich halten mußte. Er hatte sich selbst als die Ursache davon verwünscht, und in dieser Selbsterkenntniß eine traurige Zufriedenheit mit sich empfunden. Schnell fiel ihm jetzt ein, sich selbst dafür, daß er ehemals Sophiens Hand verschmäht hatte, zu strafen, indem er die Hand der Jungfer Ursula annähme. Diese Gesinnung schien ihm so edel, daß er sogleich, nach ganz kurzem Bedenken, Ja! sagte, und in wenigen Tagen mit der langnasigen Poetinn verbunden ward.

Schwer war freylich die Prüfung, die er sich auferlegte. Wäre er nicht ein so ausgemachter Feind aller geheimen Philosophien gewesen; so hätte er aus der Chiromantie des Johann Baptist Porta lernen können, wie gefährlich eine alte Jungfer ist, die in der rechten Hand eine lange Tischlinie hat, und mehr als Eine Katze hält. Er fand nach wenigen Wochen, daß er sich allzuhart gestraft hatte. Den ganzen Tag sausete sein Kopf von den Reimen seines Schwagers, die wie Schellen in seine Ohren klingelten, und von den reimfreyen

Versen seiner Frau, die, wie Virgils Pferd mit vierfüßigem Schalle das mürbe Land, seine Ohren mit fünf- und sechsfüßigem Laute mürbe stampften. Dazu hatte er noch seiner hagern Poetinn beständige Aussichten in die Ewigkeit zu ertragen, ohne die geringste Aussicht, daß sie selbst dorthin übergehen möchte. Schleppende Reime, hinkende Hexameter, und springende Katzen, waren seine tägliche Gesellschaft. Dabey hörte er immerfort kreischende Deklamation von Hexametern, die ihm wie Zank in die Ohren gellte. Und auch der wirkliche Zank seiner lieben Ehehälfte ward im höchsten Tone der Deklamation herausgewürgt; denn diese erhabene Dichterinn verlor niemals ihren feyerlichen Anstand, selbst alsdann nicht, wenn sie in die größte Heftigkeit gerieth.

Glücklich war es für unsern armen dicken Mann, daß die Person, durch deren Verbindung er sich wegen des Leichtsinns seiner Jugend hatte strafen wollen, eine Bürgerinn der preußischen Staaten war. In jedem andern Lande hätte sie ihn todt zanken und todt deklamiren dürfen. Hier aber konnte er durch eine gänzliche Scheidung wenigstens sein Leben erhalten. In Ländern, wo der Tridentinische

Kirchenrath gilt und die Unauflöslichkeit der Ehen nach den Begriffen eheloser Priester abgemessen wird, würde man ihn höchstens vom Tische und Bette geschieden haben. Dieß hätte ihm wenig geholfen; denn er hatte sich schon selbst davon geschieden, weil es in beiden nicht auszuhalten war. Sogar die Gardinenpredigten seiner Ursula hatten den Ton hoher pindarischer Oden, und rollten, wie ein uferüberströmender Fluß, aus tiefem Gaume mit unaufhaltbarem Sturze daher.

Glücklicher Weise hatte seine freywillige Trennung der Frau Ursula Mißvergnügen aufs höchste gebracht. Als er daher auf die Ehescheidung klagte, willigte sie sogleich ein, und er ward erlöset.

Sechs und zwanzigster Abschnitt.

Angenehme Wasserreise, Aussicht zu ländlichem Leben in ruhiger Genügsamkeit.

Anselm schöpfte Luft, nachdem ihm das Joch seines zweyten Ehestandes abgenommen war; aber das Joch der Armuth lag schwer auf ihm. Der Ehescheidungsprozeß kostete beynahe die Hälfte seiner kleinen Baarschaft, und die andere Hälfte war verzehrt, ehe er sich entschließen konnte, was nun anzufangen sey. Nach vielen vergeblichen Betrachtungen ward er endlich mit sich einig, bey seinem Freunde Philipp Hülfe zu suchen. Es kostete seinem Stolze nicht wenig, dieß über sich zu gewinnen; das Elend ist aber ein sehr wirksamer Lehrer.

Er sah bey einem Spaziergange am Ufer des Rheins ein Schiff anlegen, mit Waaren aus Holland nach Köln befrachtet. Er dung sich sogleich auf dasselbe für ein Weniges ein. Den folgenden Tag fuhr er fröhlich ab. Der Himmel war heiter. Die herrlichen Rheinufer erfüllten seinen Geist mit frohen Bildern. Seine Hoffnung lebte wieder auf. Die Was-

serreise schien ihm eine angenehme Lustfahrt; am Ende derselben sah er die fruchtbaren Gegenden des Wipperthals schon in Gedanken vor sich, wo er in die Arme seines treuen Freundes Philipp eilen wollte; und nun lebten die jovialischen Hoffnungen auf die Zukunft wieder in seiner Seele auf.

Es gewannen jedoch die Sachen schon den folgenden Tag ein anderes Ansehen, und die folgenden noch mehr. Das Schiff war klein und voll. Einen Platz im Roef konnte er nicht bezahlen. Unter dem Verdecke war bey dem engen Raume und der Anzahl von Menschen kaum auszuhalten. Er brachte also die Nächte, welche schon sehr kalt waren, auf dem Verdecke unter freyem Himmel zu. Am Tage mußte er sich unter dem rohen Schiffsvolke herumtreiben. Bey Stürmen und widrigen Winden, welche anfingen sich zu zeigen, muthete man ihm zu, mit Hand anzulegen, zur Regierung des Schiffes. Fast täglich ward bey den vielen Zollstäten Zeit versäumt. Die Reise zog sich in die Länge; und Anselm fing an, derselben und beynahe seines Lebens überdrüssig zu werden, weil jeder unangenehme sinnliche Eindruck, dergleichen er nie hatte wollen er-

tragen lernen, sofort alle seine Hoffnungen austilgte.

Die Schiffer haben immer allerhand Ursachen unterwegs anzuhalten, welche sich auf das edle Geschäft der Konterbande beziehen. Durch die hohen Rheinzölle ist dieß Geschäft einträglich geworden und sehr empor gebracht; denn nun ist es der Mühe werth, etwas zu verheimlichen. Dieses Geschäfts wegen machte auch der Schiffer auf zwölf Stunden Rasttag, an einem Orte im Herzogthume Berg zwischen Düsseldorf und Köln, wo das mit Sträuchen bewachsene hohe Ufer seinen Absichten bequem war, weshalb er seine Abnehmer dahin bestellt hatte.

Anselm, des Schiffs herzlich müde, wollte an dem heitern Tage der schönen Luft genießen, und ging voll schwermüthigen Nachsinnens etwas ins Land hinein. Er kam bis in ein Dorf. Eben begegnete er einem Leichenzuge; man trug ein junges Mädchen zu Grabe. Dieß stimmte zu seinen eignen melancholischen Gedanken. Er folgte dem Zuge bis auf den Kirchhof. Hier hörte er den dumpfen Ton der auf den Sarg fallenden Erde, und wünschte in dem Augenblicke, er würde auch

versenkt. Er blieb gedankenvoll am Grabe stehen, da der Leichenzug schon auseinander gegangen war. Endlich bot ihm der Küster die Hand, und redete ihn an. Beide wußten nicht, ob sie ihren Augen trauen sollten.

Der Küster war eben der verwundete preußische Soldat, dessen Wunden Anselm unweit Wyk de Duurstede verbunden hatte. Dieser Soldat war aus Rekahn gebürtig, und nach der dortigen vortreflichen Methode unterwiesen worden, welche den Verstand der Bauerkinder aufklärt, ihr Herz bessert, und sie zugleich noch tüchtiger macht, das zu werden, wozu sie geboren sind, gute Bauern und gute Soldaten. Nach Heilung seiner Wunden war er wegen seines steif gewordenen linken Armes für invalide erklärt und nach Wesel transportirt worden. Eben damals hielt sich der Prediger dieses Dorfs wegen des Rechtshandels eines seiner armen Kirchkinder einige Wochen in Wesel auf, und lernte zufälliger Weise den Invaliden kennen. Der Prediger war einer von den edlen Männern, die im Stillen Gutes thun. Besonders hatte er, vom Anfange seines Amtes an, sich der Verbesserung der Schule angenommen; nur fehlte es ihm bis dahin

an einem brauchbaren Schulmeister. Er freute sich also sehr, da eben diese Stelle vakant war, einen Zögling aus einer so berühmten Schule aufzufinden, zumal da er an ihm nach einiger Unterhaltung eine vorzügliche Gabe entdeckte, seine Kenntnisse der Jugend mitzutheilen. Er bewog ihn daher, die Stelle eines Schulmeisters und Küsters auf seinem Dorfe anzunehmen.

Der Schulmeister empfahl seinem Pastor unsern dicken Mann, als seinen Retter, der mit edler Gastfreyheit aufgenommen ward. Die wenigen Sachen holte man vom Schiffe, und Anselm ging mit nach des Pastors Amtswohnung.

Es war eine kleine verfallene Hütte, entblößt auch von den gemeinsten Bequemlichkeiten, welche Anselm bisher zum Genusse des Lebens für durchaus nothwendig gehalten hatte. Niedrige Thüren, Fenster welche kaum das Tageslicht einließen, nackte hin und wieder beschädigte Wände, baufällige Treppe und Fußböden, Mobilien von gemeiner Art, bloß zum Gebrauche, ohne alle Zierlichkeit oder gesuchte Gemächlichkeit. Anselm ins Haus tretend erstaunte nicht wenig über diesen arm-

seligen Anblick; aber noch mehr erstaunte er, als er, ins Wohnzimmer tretend, die Gattinn des Predigers erblickte, eine Frau, ganz simpel und ländlich gekleidet, aber in der höchsten Blüthe der Schönheit und Gesundheit. Dem Schönheitsspäher Anselm fiel diese edle Frau um so mehr auf, da er seine geschiedene Ursula nebst ihren Katzen noch immer lebhaft in der Einbildungskraft vor sich sah. Aber noch mehr nahm sein Erstaunen zu, als er diese schöne Frau näher kennen lernte, und fand, daß ihre körperlichen Eigenschaften von ihren geistigen übertroffen wurden, so glänzend auch jene waren. Sie besaß Verstand und Anmuth, war sittsam und gutherzig, hatte eine feine Erziehung genossen, und sowohl Kenntnisse als Eigenschaften erlangt, mit denen sie in der besten Gesellschaft in der Stadt hätte glänzen können. Sie that aber auf alle Ansprüche Verzicht, um ihren Mann glücklich zu machen, und war glücklich durch ihn. Unter diesem verfallenen Strohdache wohnte Zufriedenheit und wahrer Lebensgenuß. Das weise Paar hatte allen überflüssigen Bedürfnissen freywillig entsagt. Erst, nachdem diese Entäußerung zur Fertigkeit geworden und dadurch nicht mehr beschwerlich

war, ging ihr edelster Genuß an. Sie verlangten nur das, was den Körper unterhalten und stärken, und den Geist aufheitern kann. Aber was diese wünschenswürdigen Bedürfnisse befriedigen konnte, mangelte nie, und ward auch mit froher Unbefangenheit ihrem Gaste Anselm mitgetheilt. Reinlichkeit und Ordnung herrschten im ganzen Hauswesen. Anselm fühlte, daß beide den simpelsten Gegenständen eine Annehmlichkeit gaben, welche der unordentlichen Wirthschaft des Herrn von Reitheim durch Prunk und Aufputz nicht hatte gegeben werden können. Das ganze Leben dieses glücklichen Paars war ununterbrochener Genuß; denn Wohlwollen und Vernunft regierten denselben, und weise Enthaltsamkeit machte, daß er nie in Überdruß ausarten konnte. Ihre frugalen Mahlzeiten wurden durch verständige und heitere Unterhaltungen schmackhaft gemacht; dabey konnten sie leicht Indiens theure Gewürze entbehren. Anselm, der alles versucht hatte, was der Luxus zum Lebensgenusse darbietet, der nirgend daurenden Genuß hatte finden können, fand jetzt erst bey der einfachsten ländlichen Kost einen Genuß, den kein schwelgerisches Mahl geben kann, und fühlte jetzt erst lebhaft,

man müsse, um glücklich zu werden, nicht Vergnügen von außen suchen, sondern es in sich finden, aber auch eines so edlen Vergnügens würdig seyn.

Der Prediger und seine Gattinn waren unermüdet in Beobachtung ihrer Pflichten, und setzten ihnen alle, sogar die unschuldigsten, Vergnügungen nach. Anselm hatte über das moralische Principium der Pflicht viel Worte gemacht; aber er konnte sich, in Vergleichung mit diesem edlen Paare, selbst nicht verhehlen, daß er seine Pflichten durch dieß Princip nicht besser ausgeübt hatte. Der Prediger war der Vater, der Berather, der Arzt aller seiner Kirchkinder. Mit dem mäßigsten Einkommen wußte er durch eigene Entäußerung und Frugalität Mittel zu finden, vielen Nothleidenden ein Helfer zu seyn. Anselm schlug an seine Brust. Er sagte sich selbst, daß er im besten Wohlstande und bey vielen zwecklosen Ausgaben nicht einmal so viel zum Besten Anderer gethan hatte, als dieser arme Landgeistliche, und schämte sich zum ersten Male seines Egoismus.

Hier in dieser ländlichen Hütte sah unser guter Anselm zuerst das wahre häusliche Glück, wornach er so lange vergeblich gestrebt hatte.

Er sah es hier aus wechselseitiger herzlicher Zuneigung, und aus Wohlthun mit vereinigten Kräften, entstehen. Hier legte er auch den ersten Grund zur wahren Selbsterkenntniß, indem er fühlte, er habe den ächten Lebensgenuß durch eigene Schuld verfehlt, und Zerstreuung sey nicht Lebensgenuß. Hier entstand bey ihm der erste deutliche Begriff vom Unterschiede zwischen einer dürren theoretischen und einer fürs menschliche Leben brauchbaren praktischen Philosophie, und er sagte sich nun selbst, er sey bisher ein elender Philosoph gewesen.

Dieß war an sich sehr gut; denn seine Thorheit zu erkennen, ist der erste Schritt der Weisheit. Aber die lebhafte Einbildungskraft unsers guten dicken Mannes spielte ihm abermal einen schlimmen Streich. Sie trabte, wie gewöhnlich, vor seinem Verstande her, und bildete ihm ein, ein kleiner Anfang von Klugheit sey schon die höchste Stufe derselben. Sie bildete ihm ein, den ausbündigen Lebensgenuß, den er vor sich sah, könne er sich auch gar leicht verschaffen, wobey er denn freylich nicht daran dachte, ob er schon die Genügsamkeit und die Seelenruhe besäße, welche den Geist allein zu einem so edlen Genusse fähig machen.

Es ergriff ihn mit einemmale ein ganz enthusiastischer Trieb zum Landleben. Ehrgeiz war nie in ihm gewesen, sondern nur heißes Verlangen nach Lebensgenuß und Lebensglück. Hier, glaubte er, oder nirgend müsse es zu finden seyn. Er machte sich abermal einen gar schönen Plan, bey dem sich, seiner Meinung nach, Philosophie, Entäußerung und Genügsamkeit vereinigten. Er wollte nun ein Dorfschulmeister werden, nach der Rochowschen Art. Da er immer Kinder geliebt hatte: so machte er sich die süßesten Ideen von dem Vergnügen, junge Herzen bilden zu können. Dabey wiegte er sich mit dem reizenden Gedanken, in den Armen eines edlen Weibes, welche das Weib seines Herzens werden sollte, häusliches Glück im höchsten Maaße zu genießen. Diese seine künftige Gattinn sollte völlig der schönen Frau Pastorinn gleichen, die dem Geiste und dem Körper nach das höchste Ideal erfüllte, das er sich nunmehr von einem vollkommenen Weibe machte. Ganz verließ ihn dabey die gute Meinung von sich selbst nicht, die ihm schon so oft in seinem Leben angenehme Stunden gemacht, und so oft irre geleitet hatte. Er schmeichelte sich, wenn er die Schule in diesem

Dorfe durch seine Klugheit verbesserte, nicht allein in einem sehr vortheilhaften Lichte zu erscheinen; sondern auch, wenn er einige Landschulen, auf die Art wie er sich vorstellte, zu sehr großer Vollkommenheit werde gebracht haben, die Aufmerksamkeit der Staatsmänner zu erregen: und er weissagte sich in Gedanken, wo nicht eine Revolution in der Erziehungsart der Jugend in ganzen Ländern, doch eine sehr günstige Revolution seines eigenen Zustandes als nächstbevorstehend.

Durch alles dieses aufgemuntert, fing er gleich an, dem Küster in der Schularbeit beyzustehen. Da zeigte sich aber bald, ohne daß er selbst es merkte, daß es ihm ganz an Talenten fehlte, die Rekahnsche Lehrmethode, die er für so leicht angesehen hatte, zweckmäßig auszuführen. Er hatte weder Geduld, sich in die Kinder zu schicken, noch die Gabe der Faßlichkeit. Sein zur andern Natur gewordenes lebhaftes Wesen führte ihn immer über den Zweck hinweg, den er erreichen wollte; und es fehlte ihm an der Beurtheilungskraft, sich auf das einzuschränken, was sich für Bauerkinder schickt. Anstatt der simpeln und zweckmäßigen Rekahnschen Lehrart fing er an, alle Fratzen

anzuwenden, die ihm noch aus dem Philanthropin zu Horbock im Sinne waren. Er lehrte die Bauerjungen, wie er war gelehrt worden, über Stöcke springen; er wollte ihre Aufmerksamkeit durch Spielwerke erregen; er wollte sie durch Ehrbegierde zu bessern Menschen ziehen, und brachte in die Schule eine Meritentafel mit gelben Nägeln. Er schwatzte den Bauerkindern viel vor, von Geographie, von Naturlehre, und wer weiß, wovon sonst. Kurz, er brachte in vierzehn Tagen die Schule dermaßen in Unordnung, daß der vernünftige Schulmeister, dessen Widerspruch nichts fruchtete, weil Anselm so sehr beredt war, sich sehr darüber betrübte. Aber der Prediger, der nebst andern Gaben die Gabe der Aufrichtigkeit besaß, sagte unserm dicken Manne gerade heraus: Es fehle ihm an aller Geschicklichkeit zu einem guten Landschulmeister. Dieß war nun freylich sehr demüthigend für einen Menschen, der die Platonische und die Leibnitzische und die Kantische Philosophie vollkommen verstand, und sich, nach reifer Einsicht der Fehler aller dieser Philosophieen ganz kürzlich eine neue erdacht hatte, wovon er gewiß glaubte, sie werde ihn zu allen Dingen, wozu er sich ohne-

dieß schon viel Geschicklichkeit zutraute, noch viel geschickter machen.

Die Bitte des Pastors an ihn, sich ferner nicht mit der Schule zu bemühen, setzte unsern dicken Mann noch in eine andere Verlegenheit. Seine neue Laufbahn war ihm angenehm gewesen, auch hatte er sich, wie schon bemerkt, ganz ingeheim geschmeichelt, durch dieselbe zu gefallen. Da das schöne Geschlecht immer der Polarstern war, wornach er seinen Lauf richtete: so hofte er, durch das neue Leben das er in die Schule bringen wollte, den Beyfall der anmuthsvollen und klugen Frau zu erhalten, die er für den Abdruck aller Vollkommenheiten seines künftigen eigenen lieben Weibes ansah. Er machte sie daher zur Richterinn über seine neue Schulerfindung. Aber auch hier ward seine Eitelkeit beschämt. Sie zeigte ihm mit so viel Sanftmuth als Nachdrucke: Arbeitsamkeit, Gehorsam und Wohlwollen könnten allein nur das Glück eines jeden Menschen, besonders aber der Bauern befestigen, und die Bildung hiezu müsse der Hauptzweck der Erziehung seyn. Sie bewies ihm mit unwiderleglichen Gründen, man mache Bauerkinder unglücklich, wenn man sie Sachen lehre,

wodurch sie zerstreut und aus ihrem Stande hinausgeführt würden. Sie setzte lächelnd hinzu: »Nach dem, was Sie mir von Ihrer »Lebensgeschichte erzählt haben, scheint es bey- »nahe, es sey Ihnen selbst die Lebhaftigkeit und »Zerstreuung, wozu Sie die Bauerkinder an- »führen wollten, in manchen Vorfällen Ihres »Lebens schädlich gewesen. Folgsamkeit und »Stätigkeit, welche unser Schulmeister durch sei- »nen Unterricht zu befördern sucht, würden Sie »selbst auf eine viel glücklichere Bahn des Le- »bens geführt haben.« Sie überreichte ihm des Herrn von Rochow Katechismus der gesunden Vernunft, und versicherte, als ihre Meinung, er werde aus diesem kleinen Büchlein mehr Wahrheit und gesunde Philosophie lernen, als aus allen Untersuchungen über die Verstandeswelt und Sinnenwelt und über das reine Principium der Moral, womit er sie oft sehr freygebig unterhalten hatte.

Unser dicker Mann fiel nun von seiner Höhe herunter. Er sah abermal: seine vermeinte Philosophie, seine vermeinte Entäußerung möchte wohl selbst noch Prätension seyn! Dieß konnte er, bey reiferm Nachdenken, sich nicht ganz verbergen, so wenig, als daß er

durch den Katechismus der gesunden Vernunft auf einem viel kürzern Wege ein klügerer und verständigerer Mensch hätte werden können, als durch die transscendentalen Principe der Urtheilskraft. Er hatte bisher vermeint, nachdem er diese wohl gefaßt hatte, gewiß alle Vorfälle viel richtiger beurtheilen und dadurch viel klüger handeln zu können, als diejenigen, welchen so gesegnete Principe nicht gefallen wollten. Er hatte es bisher für Anmaßung dieser unwissenden Klüglinge gehalten, »die »Vernunft in dem, worin sie ihre höchste Ehre »setzt, durch« — das elende Ding — »die Er»fahrung reformiren zu wollen.« Er fing aber an zu merken, es möchten wohl diese neue Principe praktisch nicht füglich anzuwenden seyn, weil der Mensch außer der reinen Vernunft, noch mit so manchen andern Kräften und Neigungen begabt ist, und weil diese Sinnenwelt leider! immer noch mit Kollisionsfällen angefüllt ist, — selbst seitdem die Kritik der praktischen Vernunft keine Kollisionsfälle mehr zu dulden meinet; oder es müsse zum moralischen Leben nach Principien noch etwas mehr gehören, als bloß die kritische Philosophie theoretisch zu studiren. Dieß hatte er gethan; und doch

fand er, obgleich ungern, daß Andere durch bloße gesunde Vernunft richtiger geführt würden, und daß er bisher mit aller seiner eingebildeten Weisheit unrichtig geurtheilt und thöricht gehandelt habe. Nur konnte er den Gedanken nicht ertragen, sich vor Philipp zu zeigen; denn er empfand allzu sehr, daß dieser ohne Theorie und ohne Prätension so vernünftig als konsequent gehandelt hatte, und glücklich geworden war. Es kostete seiner Eitelkeit allzuviel, den Vergleich Philipps mit sich selbst zu ertragen. Er ward ganz mißmüthig, und verlor beynahe alle Energie. Er sah sich als einen verlassenen Menschen an; denn wenn alle seine Gelehrsamkeit ihn nicht einmal zu einem Dorfschulmeister tüchtig machen konnte: so glaubte er nun zu gar weiter nichts tüchtig zu seyn, und wollte verzweifeln.

Aber auch hier sorgte das edle Paar für ihn, das ihn so gastfrey aufgenommen hatte. Der Pastor sagte ihm ganz offenherzig, er müsse nicht bloß Grillen fangen; sondern irgend etwas unternehmen. Man hätte ihm gern gerathen, in einem benachbarten Städtchen die medicinische Praxis anzufangen. Dazu war aber sein ganzer Anzug nicht eingerichtet; denn

seine

seine Kleidung war abgetragen und geflickt, und er litt an mehrern Dingen Mangel, die man nöthig hat, um anständig erscheinen zu können. Man mußte also sein Augenmerk auf einen niedrigern Stand richten. Die Frau des Predigers hatte eine gute Freundinn, mit welcher sie zu Solingen in der Näheschule gewesen war, die nachher katholisch geworden und einen Rathsherrn der freyen Reichsstadt Köln, einen reichen Mann, geheurathet hatte. Sie schrieb an dieselbe, um sie zu bitten, unsern dicken Mann zu irgend einem Ämtchen zu empfehlen. Aber da war die Religion im Wege. In der uralten christkatholischen heiligen Stadt Köln sollten eigentlich keine Reformirte oder Lutheraner Luft schöpfen; und die Wenigen, denen man es leider! nicht wehren kann, werden sogar dadurch an die bösen Folgen ihrer Ketzerey erinnert, daß sie von jedem Fasse Wein einen Konventionsthaler mehr zollen müssen, als die Kinder der alleinseligmachenden Kirche. Der dortige Pöbel hält auch steif darauf, daß kein protestantisches Bethaus eingerichtet werde; sondern stürmt es sogleich und reißt es ein. Aber alle Bemühungen der eifrigen P. P. Jesuiten und Kapuziner haben doch

nicht hindern können, daß nicht in den Gemüthern einzelner kölnischer katholischer Christen der ziemlich nach Ketzerey riechende Gedanken aufzusteigen anfängt, es könne wohl ein Protestant zu mancherley weltlichen Geschäften brauchbar, ja zuweilen sogar noch brauchbarer seyn, als ein rechtgläubiger Katholik.

Nun war eben im Hause des Kölnischen Rathsherrn ein kleines Ämtchen vakant. Man brauchte einen Schreiber, welcher bey Gelegenheit, wenn das Haus sich in einigem Glanze zeigen sollte, zugleich den Kammerdiener vorstellte. Der Rathsherr glaubte diese Stelle ohne Gewissensbisse einem Protestanten anvertrauen zu können, wozu freylich das Zureden seiner reformirt gewesenen Frau viel beytrug. Anselm war nicht in den Umständen, diese Versorgung, so gering und niedrig sie auch war, auszuschlagen. Er dankte dem edlen Paare, das ihn so gastfrey aufgenommen, und für sein weiteres Fortkommen gesorgt hatte, so wie auch dem redlichen Schulmeister; setzte sich auf ein vorübergehendes Schiff, und kam glücklich zu Köln am Rhein im Hause des Rathsherrn Hummer an.

Sieben und zwanzigster Abschnitt.

Schilderung eines zufriedenen Ehepaares und dessen Beschäftigung.

Es ist ein sehr ungegründetes Vorurtheil, daß sich im Ehestande nur Gleich und Gleich zusammenschicke; wodurch wohl manche Ehen unterbleiben mögen, die glücklich seyn würden. Die Meinung derjenigen scheint daher vielen Vorzug zu verdienen, welche behaupten, der Ehestand gleiche einem Salate, welcher nicht schmeckt, wenn nicht Öl und Essig in gehörigem Maaße dazu gemischt sind. Bloßes Öl ist allzufett oder allzufade; bloßer Essig allzumager oder allzusauer. Ein Beweis dieser Meinung war der Ehestand des Rathsherrn Hummer. Es wäre kaum möglich gewesen, zwey am Geiste und am Körper ungleichartigere Personen zu finden, als er und seine Frau waren; und dennoch lebten sie in einem sehr vergnügten Ehestande. Der Rathsherr Hummer war ein sehr fetter und etwas phlegmatischer Mann. Ich sage nicht ohne Ursache ein fetter Mann; denn um den Inhalt dieser wahren Geschichte nicht zu miß-

verstehen, ist es höchst nöthig, auf den sehr wesentlichen Unterschied zwischen einem fetten und einem dicken Manne zu merken. Der ganze Körper des Rathsherrn war so beschaffen, daß wenn du ihn ansahst, von seinen Gebeinen, seinen Knorpeln, Sehnen und Adern gar nichts hervorragte; sondern alles mit Fleisch und Fett überzogen war. Um das Fleischige durch das Geistige, das Unbekannte durch das Bekannte zu erläutern, können wir diesen Körper mit nichts besser vergleichen, als mit den Schriften des weltberühmten Herrn Superintendenten Ewald in Dettmold. Da ist alles was er nur schreibt, seine Predigten, seine Moral, seine Naturkenntniß, seine Rathschläge an den Adel, seine Kantische Philosophie und seine himmlische Liebesgöttinn, so fett mit einem Gallerte von Worten und Gemeinsprüchen überzogen, daß Ihr meinen möchtet, es sey kein Körnchen Verstand darin, und doch ist er vorhanden, macht aber freylich an diesen Schriften ungefähr einen so geringen Theil aus, als die Knochen und Sehnen am Körper des Rathsherrn Hummer.

Dieser Rathsherr stand dem gemeinen Wesen treulich vor; nicht minder aber seinem ei-

genen besondern Wesen. Er pflegte sich, deckte sich, wärmte sich, und besonders nährte er sich aufs beste: welches alles auf seine Feistigkeit und auf seine runden Wangen den gesegnetesten Einfluß hatte.

Seine Frau, die Frau Rathsherrinn Hummer, war in allem das Gegentheil von ihrem Manne. Sie war etwas mager, etwas blaß, zuweilen kränklich, aß wenig, bekümmerte sich gar nicht um das gemeine Wesen, vielleicht gar nicht einmal um ihr Hauswesen, wozu sie Hausjungfern und Ausgeberinnen genug hatte.

Gleichwohl lebte dieses sich äußerlich so ungleiche Paar in der vergnügtesten Ehe. Dieß ward bloß dadurch bewirkt, daß keiner von beiden Eheleuten dem andern in seiner Meinung hinderlich fiel; sondern daß jeder wechselseitig des andern Meinung mit der seinigen in Übereinstimmung zu bringen trachtete: welches wohl das Universalmittel seyn mag, Ehen glücklich zu machen. Frau Hummer pflegte nur bloß ihren Geist, so wie ihr Eheherr nur bloß seinen Körper. Zwar war ihr Geist nicht so schwammicht und feist wie ihres Eheherrn Leichnam, und brauchte daher leichtere Nahrung. Diesen erhielt er durch den Umgang mit

gelehrten Leuten und witzigen Köpfen; denn Frau Hummer war für Köln, was ehemal Madame Necker für Paris. Auch wählte sie diese Dame zu ihrer Heldinn: sie ahmte derselben berühmte Freytagsversammlungen nach: und hielt in Köln am Rhein, so wie Madame Necker in Paris, ein vollständiges Büreau d'Esprit.

Wider diese gelehrten Versammlungen, welche wöchentlich ein paarmal gehalten wurden, hatte der Rathsherr Hummer schon deßwegen nichts einzuwenden, weil sie dem Willen seiner lieben Ehehälfte gemäß waren, welchem er sich immer recht gern fügte. Aber sie waren auch ihm selbst ungemein heilsam. Nicht der Gelehrsamkeit wegen. Rathsherr Hummer glich dem Trimalchio des Petron zwar gar nicht an Lebhaftigkeit oder an plattem Witze; denn er machte auf keine Art von Witz Anspruch. Aber darin war er dem Trimalchio zu vergleichen, daß er, zwar nicht so wie jener drey Millionen, aber doch gute dreymalhunderttausend Gulden besaß, ob er gleich, wie jener, nie einen Philosophen gehört hatte *).

*) Trimalchio — Sestert. reliquit CCC, nec unquam philosophum audivit. PETRON.

Das Büreau d'Esprit seiner Kölnischen Madame Necker leistete ihm ganz anderen Nutzen. Wenn er Vormittags auf dem Rathhause im Dienste des gemeinen Wesens sich allzu sehr ermüdet, und Mittags bey Tische sich allzuviel erquickt hatte; so verschaften ihm diese Nachmittagsversammlungen die erwünschteste Gelegenheit zum Schlafen. Er erwachte gewöhnlich nicht eher, als bis das Abendessen angesagt ward, oder wenn einmal, welches sehr selten geschah, die Disputationen der Gelehrten auf einige Minuten aufhörten.

Man möchte sich vielleicht wundern, wie in der heiligen Stadt Köln, welche das Haupt der heiligen Ursula, die Leiber der heil. drey Könige, die Reliquien von den eilftausend Jungfrauen, und wenigstens eilfhundert Mönche enthält, und wo sogar die Leichname der sieben heiligen Makkabäer verehret werden, ob sie gleich nur Juden sind, jemand darauf habe denken können, ein Büreau d'Esprit zu errichten. Wir haben aber schon erinnert, daß Frau Hummer ihre erste Erziehung nicht in Köln, sondern auf einer Kostschule in Solingen erhalten hatte. Nachher war sie zu einer Verwandtinn nach Manheim gekommen. Daselbst

hatte sie die lautere Milch der dortigen Deutschen Gesellschaft einsaugen können, war auch dort in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche aufgenommen, und dadurch würdig gemacht, die Gemahlinn eines reichen Rathsherrn zu Köln am Rhein zu werden. Es könnte möglich seyn, daß die vornehmste Zierde besagter Deutschen Gesellschaft, der unberühmte Herr von Klein, — ein Mann der Preise austheilen, obgleich nicht selbst verdienen kann, — an der Erziehung und Bekehrung der Frau Hummer selbst Antheil gehabt hätte, da er zu einem Orden gehört, dem Erziehen und Bekehren gleich stark am Herzen liegt, und der sogar oft durch Erziehen zu bekehren sucht. Jedoch wollen wir über diese wichtige Frage nichts entscheiden.

In dem Hause dieses so ungleichen und doch so glücklichen Ehepaares kam Anselm abermal in eine ganz andere Welt. Er ward dem Stande noch geringerer Hausbedienten einverleibt, als diejenigen waren, mit denen es ihm noch vor Jahresfrist so schwer anging, auf dem Gute des Ministers nur wenige Mittage zu essen. Er empfand seine Erniedrigung tief; aber er fühlte auch nur allzuwohl, daß er sich durch

eigenen Leichtsinn in diese Erniedrigung gebracht habe. Selbsterkenntniß und Reue fingen bey ihm nunmehr an sich zu zeigen. Reue kömmt bey unbedachtsamen Leuten gemeiniglich zu spät; sie ist aber auch gewöhnlicher, als Selbsterkenntniß, welche nie zu spät kömmt.

Sonst befand sich unser dicker Mann in diesem Hause besser, als er selbst anfänglich erwartet hatte. Er ward sogleich reinlich, und sogar etwas elegant gekleidet, und mit guter Wäsche versehen. Die Frau Hummer nahm hierin auf das Empfehlungsschreiben ihrer Freundinn Rücksicht, aber eben so sehr auf ihre eigene kleine Eitelkeit; denn sie that sich etwas darauf zu gute, daß ein so wohl gebildetes rundes Kerlchen in ihrem Vorzimmer stand. Ihr lieber Mann war, wie schon bemerkt worden, mehr als rund; auch war seine Küche so eingerichtet, daß seine Leute nicht wohl mager bleiben konnten. Als daher unser dicker Mann vierzehn Tage lang sich gut genährt und dabey den Kummer über seine letzte fehlgeschlagne Hoffnung ziemlich vergessen hatte, kam das Roth seiner Wangen wieder, und sein Gesicht machte seinen neuen schönen Kleidern Ehre. Wir müssen auch zur Steuer der

Wahrheit gestehen, daß seiner kummervollen Gedanken weniger wurden, so wie er anfing das Wohlleben dieses Hauses recht zu schmekken. Immer gewohnt, den nächsten Eindrükken zu folgen, sagte er sich selbst nicht mehr so oft wie anfänglich: daß er von Jugend auf als ein Thor gehandelt habe; ja er glaubte zuweilen sogar, seine Klugheit werde ihn bald wieder aus seiner jetzigen niedrigen Lage emporheben.

Acht und zwanzigster Abschnitt.

Beschreibung der gelehrten Zusammenkünfte bey der Frau Hummer, und der vornehmsten Mitglieder derselben.

Der Bel-Esprit überhaupt, besonders aber die Errichtung eines förmlichen Büreau d'Esprit, dient einem Frauenzimmer wie Frau Hummer, eben dazu, wozu andern es dient Roth aufzulegen: es macht ein hübsches Ansehen. Sollte jemand es unwahrscheinlich finden, daß in der Reichsstadt Köln am Rhein ein solches gelehrtes Schwitzbad hätte zustande kommen können: so ist dieß sehr vorschnell geurtheilt. Hat nicht jede kleine Stadt ihren Stadtpoeten und ihren eigenen witzigen Kopf; haben nicht sogar die Mönche ihren ihnen eigenthümlichen Mönchswitz? Warum sollte denn die große Reichsstadt Köln am Rhein, bloß weil sie die heilige heißt, und krumme und traurige Straßen hat, nicht auch ihre Anzahl schöner Geister besitzen? Überdem ists mit gelehrten Leuten überhaupt, besonders aber mit den schönen Geistern, wie mit dem Pfeffer. Ist der Pfeffer frisch und

von vorzüglicher Güte, so würzet er stark; aber selbst der schlechtere würzet doch mehr als Kohlblätter und Mohnhäupter. Sollte nun auch etwa das Büreau d'Esprit bey der Frau Hummer nicht so vorzüglich gewesen seyn, als die in Wien, in Berlin, in Weimar, in Leipzig oder in Hamburg seyn mögen; so enthielt es doch die Quintessenz und die Blume des Witzes und der Gelehrsamkeit der Reichsstadt Köln am Rhein. Wer mag dawider etwas einwenden? Gilt etwa der Ton der Gelehrten des ehemaligen und des jetzigen Paris in London? Warum sollte denn nothwendig der Ton der Gelehrten in Weimar oder in Hamburg auch in Köln am Rhein gelten müssen? Köln ist groß genug, und der Rhein ist wohl die Elbe und die Ilm werth. Also darf auch Köln seinen eigenen gelehrten Ton haben; und dieser Ton ward damals von Frau Hummer und ihrer gelehrten Gesellschaft angegeben.

Die Mysterien der Alten waren in große und kleine eingetheilt. So versammelte auch Madame Necker vordem in Paris Sonntags ihre große Gesellschaft, und Freytags ihren engeren Zirkel der Auserwählten bey sich; und Frau Hummer, die treue Nachahmerinn der-

selben, hatte daher gleichfalls ihre großen und kleinen Versammlungen, an den benannten Tagen. Zu den ersten ward eingeladen alles, was in Köln glänzend und vornehm war, und das Schöne und Feine liebte. Diese Herren genossen dann die ausgesuchtern und höhern gelehrten Einsichten der Auserwählten. Diese letztern hingegen genossen in den kleinern Zusammenkünften sich selbst und ihre eigenen Talente, welche da um den Vorzug stritten, und zuweilen etwas laut. Sie bestanden aus zehn oder eilf Personen, welche für Köln und für Frau Hummer das waren, was Dorat, d'Alembert, Helvetius, Galiani, Marmontel, Colardeau, Bernard, Barthe, Thomas und Süard für Paris und für Madame Necker oder Madame Geoffrin.

Es wird der Mühe werth seyn, diese Männer näher kennen zu lernen. Unter ihnen muß zuerst genannt werden: der Abbé Xaver Aloys Spitzhaupt, Exjesuit; ein langer und hagerer Mann mit feiner Nase und hochrundem Scheitel, sehr solenn und bedächtig im Anstande, dabey immer sanft und liebreich in Worten, ein Mann der nichts ohne Absicht that, und seine Absichten auszuführen wußte durch die

Beförderung des Guten und Schönen, das er immer im Munde führte. Er besaß einige Kenntnisse; denn er war Professor der Philosophie gewesen, und galt unter den ehemaligen Jesuiten für einen Poeten: welches nichts kleines ist, da die Jesuiten es darauf anlegten, für die ganze katholische Welt sowohl die Poeten als die Astronomen, aus ihrem Orden zu stellen. Besonders hatte er sich der deutschen Sprache beflissen, und war sehr bemüht, das ächtkatholische Deutsch zu verfeinern und es von dem neuen sächsischen Deutsch zu säubern, welches durch Martin Luthers Ketzerey nebst so vielem andern Übel über Deutschland gebracht worden, und wodurch sogar sein Ordensbruder P. Michael Sailer zu Dillingen verführt ward, sich vermittelst des häufigen Lesens von Lavaters Schriften seine ächtkatholische Schreibart zu verderben. Wirklich würde Abbé Spitzhaupt die Deutsche Sprache im katholischen Deutschlande auf einen ganz neuen Fuß gesetzt haben, wenn man ihm nur hätte folgen wollen; indeß war er wenigstens der Sprachlehrer des reinen katholischen Ausdrucks in der Gesellschaft der Frau Hummer. Dabey ging er darauf aus, nach der gewöhnlichen Politik seines Ordens,

auf die Schulen Einfluß zu haben, und nicht ohne Erfolg; denn viele junge Kölner denken seitdem in der Rhetorik viel feiner, schreiben das verbesserte katholische Deutsch des Abbé Spitzhaupt, und halten ihn, wie jeden Jesuiten, für einen großen Mann.

Dieser Abbé kannte die Menschen, und wußte sich ihrer zu bemächtigen; ließ auch nicht leicht irgend etwas geschehen, was er abreichen konnte, worin er nicht die Hand gehabt hätte. So hatte er sich auch der Frau Hummer bemächtigt, welche seine Weisheit bewunderte, ihn aufs äußerste verehrte, und fast nichts ohne ihn that. Er war ihr Gewissensrath, und ordnete auch ihre weltlichen Angelegenheiten ziemlich nach seinem Gefallen an; einige Herzensangelegenheiten ausgenommen, welche sich Dame Hummer selbst vorbehielt. Er mußte herrschen, doch mit Sanftmuth, in allen Gesellschaften wo er war, und über alle Leute, mit denen er umging; konnte er nicht herrschen und seinen Willen ausführen, so bekam er Kopfweh und Magenkrampf, und beklagte sich dann in ganz sanftem Tone, daß es so viele hämische Leute gäbe, die ihn verfolgten und ihm das Leben so sauer machten, daß

herzig und bieder. Die gute Seite des Abbé Spitzhaupt hatte ihn angezogen; auch war er ihm Dank schuldig: denn dieser, um sich eines Mannes zu versichern, der ihm nützlich werden konnte, hatte ihm die Stelle eines Rechnungsführers bey der Komthurey des Deutschen Ordens zur heiligen Katharina in Köln verschaft. Aber Wismuth hatte bey viel Mildigkeit der Sitten auch einiges Talent zur Satire. Er konnte Gleisnerey und Doppelzüngigkeit nicht wohl vertragen, lernte nach und nach den eigensüchtigen Charakter seines Gönners kennen, und obgleich seine Dankbarkeit unveränderlich blieb; so sah er doch das Seltsame eines so zweydeutigen Charakters zu deutlich, um ihn nicht zum Gegenstande einiger satirischen Züge zu nehmen. Er hatte kürzlich in der Gesellschaft der Frau Hummer eine Probe seiner Lobschrift auf den heiligen Engelbert, ehemaligen Erzbischof und jetzigen Patron der Stadt Köln, vorgelesen. Dieser ist, nebst dem heil. Karl Borromäus, unter den vielen hundert Heiligen welche den katholischen Kalender roth machen, einer von den Wenigen, welche auch die Vernunft hätte kanonisiren können. Engelbert war ein Bieder-

mann, der für das Wohl seiner Untergebenen uneigennützig sorgte, der die Armen gegen die Mächtigen beschützte, und von den Guten allgemein geliebt ward. Wismuth hatte im Gegensatz dieses edlen uneigennützigen Heiligen, einen Mann voll egoistischer Prätension geschildert, worin viele der Zuhörer Züge vom Abbé Spitzhaupt zu erkennen glaubten. Aber, o Wunder! Abbé Spitzhaupt meinte sich in der gefühlvollen Schilderung, die von der edlen Denkungsart des heil. Engelbert gemacht war, zu erkennen, bezeugte sein Wohlgefallen, und nahm gütigst die Lobrede auf diesen, für eine feine ihm von seinem Klienten gewidmete Schmeicheley auf.

Nächst dem Abbé Spitzhaupt war ein wichtiger Mann in dieser Gesellschaft, der Herr von Truthahn, gewesener Kammerjunker eines apanagirten Prinzen im Reiche, und jetzt der gefällige Freund von einem Paar Domherren des gräflichen Domkapitels zur heil. Ursula. Er war untersetzt, pausbäckig und ernsthaft, ein lange gedienter und im Dienste abgenutzter Hofmann, stolz auf einige brokatene Westen mit langen Schößen, auf eine ziegenhaarne Beutelperücke und auf seine abgeschiedene

Hofcharge. Er war ein großer Bewunderer Friedrichs des Großen, wahrlich um so viel unparteyischer, da dieser eben nie ein Bewunderer der Kammerjunker gewesen ist. Er versicherte, sich einige Zeit in Berlin aufgehalten und vielen Umgang mit dem Könige gepflogen zu haben. Um dieses wahrscheinlich zu machen, hatte er sich gewöhnt, einige von ihm auswendig gelernte Einfälle und Gemeinplätze dadurch einzuleiten, daß er mit einem: le Roi m'a dit, versicherte, sie von Friedrich dem Großen selbst gehört zu haben. Dagegen war er auch so billig, verschiedene französische Madrigale und Epitres die man ihm auf seinen Reisen als ungedruckte Werke Friedrichs des Großen aufgeheftet hatte, gelegentlich sowohl bey seinen Patronen, den Domherren, als in der Gesellschaft der Frau Hummer keck als seine Arbeit vorzulesen. Er war im Hause der Frau Hummer das Muster des feinen Geschmacks, sprach nichts als französisch mit einem etwas sauerländischen Accente, und machte zugleich in dieser Gesellschaft den Incredule, da er vermöge einer allgemeinen Dispensation an Fasttagen Fleisch aß. Doch war er deswegen nicht weniger ein guter katholischer

Christ; denn wenn seinen Patronen, den Domherren, von ihren Beichtvätern Rosenkränze abzubeten oder Wallfahrten nach Kanfelar, zum wunderthätigen Bilde der Mutter Gottes, oder nach Milahten, zu den Reliquien des heil. Johannes, des guten Patrons der bösen Freymaurer, als Bußen aufgegeben wurden; so übernahm er, gegen eine geringe Gebühr, diese geistlichen Übungen mit so großem Eifer der Intention, daß dem Heile seiner eignen Seele dabey noch etwas zu Gute kam.

Der Pater Alexius Plunder, vom dritten Orden des heil. Franz, breitschultrig, ziegelroth im Gesichte, und schwarz von Haaren: daher sich die geschorne Krone auf seinem Haupte sehr deutlich ausnahm. Er war ein schöner Geist, und in Absicht auf das katholische Deutsch ein Schüler vom Abbé Spitzhaupt. Er arbeitete an einer Geschichte der Wunder der Leiber der heil. drey Könige, welche in einer Kapelle hinter dem hohen Altare der Domkirche zu Köln in silbernen Särgen verwahrt liegen, reichlich mit Diamanten und Perlen eingefaßt. Diese Geschichte war in guter katholischer Prosa geschrieben. Er pflegte davon der Gesellschaft bey der Frau Hummer

einige Proben vorzulesen; mit großem Beyfall aller Anwesenden, ausgenommen der Frau Hummer, die von todten Leibern, obgleich heilig, keine Liebhaberinn war, und des Kammerjunkers, der wegen seines Aufenthalts in Berlin für einen Incredule galt. In der Philosophie war P. Plunder ein Anhänger des subtilen Doktors Duns des Schotten, und hatte mehr als einmal quaestiones logicales in seinem Kloster vertheidigt.

Der Pater Seraphin Kranich, Kapuzinerordens, kurz, stämmig, röthlicht von Haaren und rund von Wangen, mit kurzer Stirn und breiter Nase, hatte in Frankreich von zwey Klöstern aus gebettelt; daher kam seine Kenntniß der französischen Litteratur. Er war ein gewaltiger Anhänger des physiokratischen Systems, und arbeitete an einem Werke, worin er dasselbe auf die Einkünfte der Reichsstadt Köln anzuwenden trachtete und besonders gegen derselben unphysiokratisches Stapelrecht eiferte. Die Kapuziner müssen eine natürliche Anlage haben, das Finanzwesen zu simplificiren; denn man weiß, welche sublime Ideen darüber P. Chabot, dieses Ordens, dem Pariser Nationalkonvente vorgelegt hat.

Der Pater Innocentius Posauner, Dominikanerordens, sechs Fuß vier Zoll hoch, und drittehalb Fuß in der Ründe, knochenreich und wohlbeleibt. Er war Magister Noster der derb-katholischen Universität Löwen, und nun im Erzstifte Köln berühmt wegen seiner großen Kenntniß der Philosophie des heil. Thomas von Aquin, des Engels der Schulen, wovon er manche Proben in der Gesellschaft blicken ließ. Dieser gelehrte Mann war, unbeschadet seiner Gelehrsamkeit, Meister in der feinen Klostergalanterie, und hatte eine sonderliche Zuneigung zur Frau Hummer gefaßt; daher er sie nicht allein in der gelehrten Gesellschaft, sondern auch außer derselben sehr oft besuchte. Ja, wäre nicht Abbé Spitzhaupt schon ihr Gewissensrath gewesen, der sich nicht vertreiben ließ, so würde P. Innocentius bald noch viel mehr in ihre Gunst gekommen seyn; denn sie fand sich sehr geschmeichelt, daß ein so grundgelehrter Mann sie seiner Zuneigung würdigte.

Er hatte einen gefährlichen Nebenbuhler an dem Herrn Doktor Bonifacius Treter, Beysitzer des hohen Gerichts am Dome, einem schönen Manne, kaum sechs und dreyßig Jah-

re alt, wohlgewachsen und redselig, der mit einem Domherrn nach Paris und Rom gereiset war, und also vollkommene Weltkenntniß und feine Sitten besaß. Auch er wartete der Frau Hummer fleißig auf; und, um den Pater Innocentius in ihrer Achtung herabzusetzen, disputirte er oft in der Gesellschaft mit ihm aus dem kanonischen Rechte, worin er ein Meister war, P. Innocentius aber nur mittelmäßiger Kenner; auch brachte er ihn oft mit dem P. Alexius über die Lehre von der unbefleckten Empfängniß zusammen, welche der Dominikaner, vermöge seines Ordens, nicht zugeben durfte, und sich doch auch in Acht nehmen mußte, bey dem Abbé Spitzhaupt als Gewissensrathe der Frau Hummer, durch allzustarke Gründe wider diese den Jesuiten so nützliche Lehre, sich nicht in Ungunst zu setzen.

Hierin stand ihm der P. Hilarion a S. Aquilino, ein unbeschuhter Karmeliter, treulich bey. Dieser Mönch war kugelrund und glatt, wie einem Karmeliter gehört, ausbündig unwissend, dagegen aber auch ein großer Schwäzzer. Er hatte immer einen lustigen Einfall im Munde, den er um so viel eindringender zu machen wußte, da er beständig zuerst darüber

lachte. Er war ein gefährlicher Gegner des P. Innocentius, wegen einer Streitigkeit, die das Dominikanerkloster mit dem Karmeliterkloster hatte; daher er ihn beständig aufzuziehen suchte. Dieser Pater genoß des besondern Beyfalls des Rathsherrn Hummer: denn er war der einzige aus der gelehrten Gesellschaft, welchen dieser eigentlich, wegen seines allzeit fertigen Mönchswitzes, für sich brauchen konnte.

Noch gehörten zwey Jünglinge zu den Auserwählten des Büreau d'Esprit der Kölnischen Madame Necker: beide Dichter, aber von sehr ungleichem Charakter. Der eine, Herr Joannes a Deo Selten, ein blaßbäckiges, hohläugiges Gesichtchen, sehr zärtlich und empfindsam, war ein verzärteltes Muttersöhnchen. Er war schwach wie ein Schatten, und seine Verse handelten von den vielen Leiden, die er von seiner Jugend an glaubte ausgestanden zu haben, und immer noch ausstand, worüber er beständig zärtliche Elegieen vorlas, welche bey der Frau Hummer, die selbst etwas schwächlich und zärtlich war, guten Eingang fanden. Der andere, Herr Eulogius Wildner, ein rüstiger Bursch, sah auch blaß und eben nicht helläugig aus; denn er hatte geschwind gelebt, hatte

bey seines Vaters Zeiten schon sehr viel Schulden gemacht, und nach dessen Tode sein Vermögen bald aufgezehrt. Er half sich nun durch, so gut er konnte, mit guten Freunden, und wenn er keine Gesellschaft fand die ihn bewirthen wollte, machte er verliebte Gedichte. Davon richtete er nicht wenig an die Frau Hummer, aus keiner unerlaubten Absicht; denn er that ihr bloß die Ehre, ihr zuweilen Geld abzuleihen.

Neun und zwanzigster Abschnitt.

Wie eine von den gelehrten Zusammenkünften bey der Frau Hummer ihrem Eheherrn übel und zuletzt wohl bekam.

An einem Freytage, welcher Tag, zur Nachahmung der Madame Necker, auch den gelehrten Versammlungen der Auserwählten ihres kölnischen Gegenbildes gewidmet war, hatten die eben geschilderten Personen das gelehrte Kampfspiel mit vollkommenstem wechselseitigen Beyfall geübt. Scholastische Philosophie und katholische Poesie über die Wunder der Heiligen hatten mit schmachtenden Elegieen abgewechselt, im feinsten Tone der Seminaristengalanterie. Rathsherr Hummer hatte an diesem von der Kirche verordneten Fasttage Mittags schon das selige Geschäft des Fastens an Nudeln, frikassirten Fröschen und leckern Eyerspeisen mit wahrer Auferbauung getrieben. Er verfiel, wie gewöhnlich, während der gelehrten Unterhaltungen in einen sanften Schlaf; und so laut auch die Disputationen des P. Alexius und die lustigen Einfälle des P. Hila-

rion wurden; so wachte er doch nicht auf, bis alles geendigt war und man ihn abermal zu Tische rief. Die Tafel war reichlich besetzt; denn Frau Hummer belohnte die Gefälligkeit ihres Mannes, der ihre gelehrten Zusammenkünfte mit seiner Gegenwart beehrte und ihnen dadurch ein Ansehn gab, immer mit einer ersprießlichen Abendmahlzeit, wogegen auch die sämmtlichen gelehrten Mitglieder des Büreau d'Esprit, selbst der leidende Jüngling, nichts einzuwenden hatten. Die Augen des Rathsherrn Hummer glühten, indem er sich zu Tische setzte, als er die großen Anstalten zum vollständigen Fasten erblickte. Denn er war ein frommer Sohn der Kirche; und aus Gehorsam gegen ihre Gebote, unterließ er nie, mit köstlichen Fischen und mit mancherley Mehlspeisen aus Italien und Baiern reichlich mit Parmesankäse eingefuttert, Freytags und Sonnabends seinen Leichnam zu kasteyen. Er genoß von allem, was da war, nicht mit Appetite, — denn das wäre für einen Fasttag sündlich gewesen; — sondern mit Resignation, als ob ers nicht genösse. Besonders zog eine seltene Fischotterpastete seine fromme Aufmerksamkeit auf sich, so daß er einen großen Theil davon in

sich stopfte. Der alte Rhingauerwein und der trefliche Bleichert ward nicht gespart; und ein köstlicher Käse, Stracchino genannt, der eben erst Nachmittags aus Italien angekommen war, krönte diesen Fasttag, so daß Rathsherr Hummer wohlgefastet zu Bette ging.

Aber bald nach Mitternacht befand sich der theure Mann sehr übel. Alles ward im Hause geweckt. Man eilte zum Arzte. Dieser kam endlich mit verdrüßlicher Mine; denn auch er hatte, als ein katholischer Christ, an einer guten Tafel gefastet, obgleich nicht so reichlich wie der Rathsherr, und wollte eben einschlafen, als er gerufen ward. Der Kranke lag in großer Beängstigung, konnte keine Luft holen, das Gesicht war roth und aufgetrieben, und der Puls, worin, so wie im Pulse des Arztes selbst, der Geist des alten Weines wallte, ging sehr schnell. Der Doktor verordnete einen baldigen Aderlaß, sagte, er werde morgen früh bey guter Zeit wiederkommen, zu sehen wie sich der Kranke befinde, worauf er sodann weiter das Nöthige verordnen würde; und damit ging er fort, um seinen eigenen Fasttag auszuschnarchen.

Zum Unglücke war der Hausbarbier, zu dem man schickte, über Land gerufen worden. Alle

andere Wundärzte wohnten sehr entfernt. Den Augenblick, wo man rathschlagte wohin zu senden sey, nutzte Anselm, der den Rathsherrn mit Verwunderung hatte fasten sehen, auch seinen Rath zu geben. Indem er zugleich das Geheimniß verrieth, daß er ein promovirter Doktor sey, sagte er seine Meinung: wenn man jetzt dem Kranken aderliesse, da er eine so gewaltige Indigestion habe, werde ein schleuniger Tod erfolgen. Er rieth dagegen, sogleich ein Brechmittel zu geben, und noch eine andere Arzney, welche Doktor Kämpf berühmt machte und durch welche Doktor Kämpf selbst berühmt ward. Frau Hummer war in der größten Angst. Zu Anselms medicinischer Erfahrung konnte sie eigentlich kein Vertrauen haben; aber die Aderlässer waren weit entfernt, der Apotheker hingegen wohnte dicht an im nächsten Hause, und der Kranke wollte alle Augenblicke ersticken. Sie wählte also die Arzneyen, weil sie geschwind konnten geliefert werden, — und mit dem besten Erfolge; denn der Kranke ward merklich ruhiger, und fiel bald in einen gesunden Schlaf, der an vier Stunden dauerte. Da fand er sich nun so sehr erleichtert, daß er noch mehr Arzneyen von seinem

Kammerdiener verlangte; und Anselm verschrieb beherzt noch ein Wiener Tränkchen.

Um zehn Uhr Vormittags erschien der Arzt, nachdem er die Folgen seines gestrigen Fastens ausgeschlafen hatte. Er fand den Kranken in einem Lehnstuhle sitzen, und äußerlich ganz wohl. Sogleich rief er triumphirend: da könne man die herrliche Wirkung des schleunigen Aderlassens sehen. Aber er ward nicht wenig entrüstet, als er vernahm, daß nicht die Ader gelassen, sondern Arzneyen genommen worden, die er nicht verordnet hatte. Sein Zorn ward noch mehr entflammt, durch den Barbier, welcher bey seiner Zurückkunft vernommen hatte, daß in der Nacht nach ihm war geschickt worden. Er kam daher jetzt voll Blutbegier, mußte aber leider vernehmen, daß dieselbe durch seine Lanzette nicht sollte befriedigt werden.

Beide gingen voll Unmuth weg. Der Doktor ließ sich in der Apotheke sogleich die von Anselm verschriebnen Recepte geben, als ein Corpus delicti, welches bewies, daß ein Schreiber die edle Medicin hätte praktisiren wollen; und auf diesen Grund stellte er gegen unsern armen dicken Mann eine Kriminalklage an.

Der Advokat führte sehr gelehrt aus, welche große Gefahr Se. Wohlweisheiten bey dem unverständigen Rathe dieses unwissenden Schreibers gelaufen wäre, wenn nicht zum großen Glücke der ganzen Stadt dessen vortrefliche Natur über die Wirkungen der Pferdearzneyen des Pfuschers gesiegt hätte. Es sey aber, setzte er hinzu, noch nicht alle Gefahr vorüber, indem sich, als eine Folge jenes unvernünftigen Brechmittels, ein Schleimhusten und öftere Beklemmung zeige, welche schon jetzt in ein habituelles Asthma und darauf in Brustwassersucht würden ausgeartet seyn, und die gute Vaterstadt eines so ansehnlichen Rathsherrn beraubt haben würden, wenn nicht der Doktor, sein Klient, sogleich die wirksamsten Mittel entgegengesetzt hätte.

Die Beysitzer des Gerichts, welche auch Liebhaber von reichlichem Fasten waren, erschraken über Anselms Verwegenheit, und drohten schon im Voraus die schärfsten Strafen. Umsonst berief er sich darauf, daß er auch Doktor sey. Er konnte sein Diplom nicht vorzeigen; denn er hatte es in Elberfeld bey seinem Freunde Philipp zurückgelassen, nebst andern Sachen,

die er in der philosophischen Ruhe auf dem Gute seines Freundes Reitheim nicht zu gebrauchen dachte. Der Rathsherr befand sich nach der von Anselm verordneten Arzney zwar wirklich besser; aber sein Doktor sagte ihm so oft, er befinde sich übel, und drohte ihm mit so vielen griechischen Namen von Krankheiten, daß sowohl er als seine Frau an ihrem Kammerdiener irre wurden. Die Sache machte in der Stadt viel Redens, und der Pöbel fing schon an auf die Verwegenheit eines ketzerischen Schreibers seine Aufmerksamkeit zu richten, welcher durch eine ohne Vorwissen der Fakultät verordnete Arzney die Stadt um einen so gut katholischen Rathsherrn hätte bringen wollen. Anselm war also von jederman verlassen, und ging bereits mit sich zu Rathe, ob er zur Vermeidung der unangenehmen Folgen, die unausbleiblich auf ihn warteten, nicht lieber heimlich von Köln weggehen wolle.

Unter diesen Umständen, die ihn äußerst betrübt und verlegen machten, trat ein wohlgekleideter Komtorbedienter ins Haus, sich nach ihm zu erkundigen: ob er aus Vaals gebürtig sey, nebst andern Fragen. Er ersuchte ihn darauf, in die Sankt Severingasse in ein bezeich-

netes Haus zu kommen, wo ihn jemand sprechen wolle.

Anselm ging hin. Er war nicht wenig bestürzt, hier die Gespielinn seiner Jugend, Frau Sophie, zu finden, gegen die er so undankbar gewesen war, die ihn jetzt aber als ihren nächsten Verwandten herzlich umarmte. Ihr Mann hatte schon in Limnich an der Roer, nachdem sein Kapital angewachsen war, einen ansehnlichen Spekulationshandel mit Getreide angefangen. Derselbe war so einträglich geworden, daß er sich demselben ganz widmen wollte, und daher seit einem Jahre nach Köln als dem Stapelplatze gezogen war. Jetzt eben war er nach Holland gereiset, wegen einer dahin gesandten Ladung Getreide und Wein, und um wegen seines in Köln angefangenen Speditionshandels, der täglich beträchtlicher wurde, mit seinen Korrespondenten Abrede zu nehmen.

Sophiens Mann war in der Stadt als ein angesehener Kaufmann bekannt. Daher gab ihr Zeugniß, daß Anselm ihr naher Verwandter und wirklicher Doktor der Medizin sey, der Sache gleich ein anderes Ansehen. Sie veranlaßte überdem ihren Vetter, nach Elberfeld an Philipp zu schreiben, (dem er

theils aus Leichtsinn, theils aus Delikatesse, theils aus falscher Schaam, nie von sich Nachricht gegeben hatte,) und sein Göttingisches Doktordiplom kommen zu lassen. Es ward dem Gerichte vorgelegt, und wirkte wie ein magischer Talismann. Der klagende Arzt und Wundarzt verstummten, und mußten bekennen, daß der Rathsherr mit der Erlaubniß der Fakultät gesund geworden sey.

Dreyßigster Abschnitt.

Anselm wird von seiner Sophie in ihr Haus aufgenommen.

Unsers dicken Mannes Angelegenheiten nahmen nun eine ganz andere und viel günstigere Wendung. Das Kölnische Publikum, welches vorher beynahe gewiß zu seyn glaubte, daß der Rathsherr Hummer von einem ketzerischen Pfuscher oder Schreiber hätte vergiftet werden sollen, redete jetzt fast von nichts als von dem neuen Doktor aus Göttingen, der die Folgen der Fischotterpasteten und des Stracchino so gut heben könnte. Nicht wenige Personen, die sich durchs Fasten Indigestionen zuzogen, verlangten seinen Rath und seine Besuche. Der Kölnische Doktor mochte es wohl hinterher bereuen, durch seine gerichtliche Klage sich in Gefahr gesetzt zu haben, den Göttingischen Doktor dort berühmt zu machen.

Frau Sophie hielt es für sich und ihren Mann unschicklich, daß ein so naher Anverwandter Kammerdiener bleiben sollte; und Frau Hummer fand es selbst billig, daß ein

wirklicher Gelehrter und ein promovirter Doktor nicht mehr als Kammerdiener in dem Vorzimmer ihrer gelehrten Versammlungen stehen sollte, wo er so gut und besser als irgend ein anderer die Ehre der Sitzung verdient hätte. Der Rathsherr willigte also gern ein (das heißt, sie willigte ein, denn ihr Willen war immer der seinige), daß Anselm sein Haus mit dem Hause seiner nächsten Anverwandtinn verwechselte.

Anselm empfand lebhaft sein Unrecht gegen die Frau, welche er ehemals geliebt und leichtsinnig vergessen hatte, um so mehr, da er nun aus ihrer vertraulichen Erzählung vernahm, wie unglücklich sie war. Das edle Weib gestand ihm offenherzig, sie habe ihn innig geliebt, und durch seine Veränderlichkeit sehr gelitten. Außer ihm, gestand sie, wäre ihr jede andere Mannsperson gleichgültig gewesen; und sie hätte daher, als ihr Pflegevater, Meister Anton, ihr die Hand eines Mannes reichte, sie ganz unempfindlich angenommen, ohne zu untersuchen, ob der Mann auch ein liebendes Herz habe, und ob es für sie schlage. Sie hatte diese Sorglosigkeit theuer bezahlen müssen. Es war ihr sehr

schwer geworden, an der Seite eines Mannes zu leben, dem es an Empfindung und Wohlwollen ganz fehlte, der nichts als Kaufhandel und Geld schätzte, außerdem nichts kannte als Spiel und Wein, und wenn er entweder von diesem zu viel zu sich genommen, oder in jenem zu viel verloren hatte, nicht der beste Gesellschafter war.

Indeß hatte sich die gute Frau in ihr Schicksal gefunden. Sie that ihre Pflicht, erleichterte ihren Mann so viel sie konnte, und mehr als er es verdiente; sie erzog ihre Kinder treulich, und unterdrückte ihren Gram. Sie konnte jetzt unter heißen Thränen unserm Anselm nicht den Gedanken verbergen, daß sie glücklicher hätte seyn können; und er, indem er ihr die Hand küßte, benetzte sie mit Thränen wahrer Reue. Er empfand innig, wie sehr sein Leichtsinn nicht nur ihm selbst, sondern auch dem edlen Weibe geschadet hatte. Mit Rührung und Ehrfurcht sah er, wie sie, durch das Bewußtseyn ihre Pflicht zu thun, Standhaftigkeit gegen ihre unglückliche Lage zu finden wußte. Sich selbst fand er dagegen in seiner eigenen Achtung tief erniedrigt, wenn er bedachte, wie sehr er immer

bloß nach sinnlichem Genusse getrachtet, und wie wenig auf die Pflichten, die er sich selbst und andern schuldig war, Rücksicht genommen hatte. Er bezeugte Sophien den hohen Grad der Bewunderung, die nun an die Stelle ehemaliger Liebe trat; und die edle Seele konnte nicht unterlassen mit einem Seufzer zu gestehen, ihr Herz habe ihm immer Gutes gewünscht, und über die Nachricht von der unglücklichen Zerstörung seines Hauswesens sehr gelitten, und eben so sehr dadurch, daß sie seitdem von ihm gar nichts erfahren hätte, als das schreckliche Gerücht, er sey im Kriege in Holland umgekommen. Sie verhehlte ihm nicht, daß seit mehrern Jahren jetzt die erste Empfindung der Freude in ihre Seele zurückkomme, da sie ihn wieder sehe, und so glücklich sey, ihm nützlich zu werden.

Anselm empfand nun den herben Kummer vergeblicher zu später Reue. Er sah sich mit Recht als die Ursache an, daß die gute Seele ihr ganzes Leben durch so bitter leiden müßte; denn von ihm hätte es ehemals abgehangen, sie glücklich zu machen. Und eben so deutlich sah er, daß auch er durch sie glücklich geworden wäre; denn es war die Einzige, die ihn

liebte. Selbst aus der Erziehung ihrer Kinder, denen Gesundheit und Wohlwollen aus dem Antlitze sahen, erkannte er, welche würdige Gattinn sie war.

Er verwünschte die thörichten Plane seiner leichtsinnigen Jugend; er verwünschte sein thörichtes Gefallen an äußerlicher Schönheit. Er betrachtete jetzt Sophien, da sie nicht mehr die Seinige werden konnte. Die Zeit hatte die Narben der Blattern meist verwischt, ihre holden Augen waren durch Leiden noch interessanter geworden. Aber nun war ihm körperliche Schönheit nur ein Nebending. Sophie stand vor ihm in der erhabenen Schönheit des Geistes, und ihr Angesicht schien ihm verklärt durch die Züge der Tugend, der Sanftmuth, und des pflichtmäßigen Duldens. Es war ihm eine süße Empfindung bey ihr zu seyn; und doch ward ihm jeder Augenblick dadurch verbittert, daß er durch eigene Schuld verfehlt hatte, diese edle Seele glücklich zu machen, und selbst durch sie glücklich zu werden. Dabey gewährte ihm jede Betrachtung über ihre beiderseitige Lage die doppelte traurige Überzeugung, daß er sein Unglück verdient habe, sie aber ein besseres Glück.

Ein und dreyßigster Abschnitt.

Freundvetterliche Aufnahme, welche Anselm von Sophiens Ehegatten genießt.

Diese unschuldigen frohen Stunden so wie der Harm, den sie mit sich führten, dauerten bis zur Ankunft des Mannes. Frau Sophie hatte geglaubt, sie müsse ihren nächsten Verwandten, der sich in einem so verlassenen Zustande befand, in ihr Haus aufnehmen. Sie hatte ihrem Manne sogleich in einem Briefe Nachricht davon gegeben, den er unbeantwortet ließ, seine Rückreise beschleunigte, und bey seiner Ankunft seinen Vetter mit mehr als Kaltsinn, mit Unhöflichkeit, empfing.

Dieser Kaufmann, der in Limnich an der Roer anfänglich nur ein unbedeutender Krämer war, hatte Sophien geheurathet, weil Meister Anton, der für einen reichen Mann gehalten ward, Sophien sehr liebte, und wohl einmal im Gespräche hatte fallen lassen, er wolle sie in seinem Testamente wie sein eignes Kind bedenken. Der Kaufmann dachte die Wirkung des Testaments schon zu anticipiren;

denn er ersuchte, ein Paar Jahre nach seiner Verheurathung, Meister Anton um Vorschuß eines Kapitals, womit er die ersten glücklichen Spekulationen machte, um seinen Handel mehr ins Große zu treiben. Er glaubte dieß Kapital mit gutem Gewissen auf Abschlag der großen Erbschaft annehmen zu können, die ihm zufolge des Testaments zufallen müßte; daher er es auch nie verzinsete. Meister Anton hatte aber nachher kein Testament gemacht; wie denn sehr viele Leute glauben, eine solche Handlung lasse sich am besten lange aufschieben, und der Tod werde so geschwinde nicht kommen. Anselm hatte zwar gleich nach Antritte der Erbschaft das Kapital großmüthig in seinem Hauptbuche gelöscht, und dieß auch seinem Vetter gemeldet. Dieser aber hatte nicht einmal darauf geantwortet. Er war erboßt, weil er glaubte, Anselm habe ihn um eine große Erbschaft gebracht, und haßte ihn deßhalb herzlich. Er ließ sogar seit der Zeit auch Sophien empfinden, daß er nun durch sie die große Summe nicht ererbe, welche er als schon ihm zugefallen betrachtet hatte.

Sein Betragen ward viel ärger, als er den gehässigen Vetter unter seinem Dache erblickte.

Er tobte ganz unvernünftig im Hause herum. Bey diesem unfreundlichen Empfange, welcher der guten Frau Sophie manche Thräne kostete, blieb unserm Anselm nichts übrig, als das Haus seines Vetters und zugleich auch Köln zu verlassen: denn in seine vorige Stelle beym Rathsherrn Hummer konnte er Ehrenhalber nicht zurückkehren; und was sollte er sonst in Köln machen? Philipp hatte ihm bey Übersendung des Doktordiploms zugleich eine Summe Geldes geschickt, und gemeldet, er wünsche ihn wohl wegen einiger Sachen zu sprechen, auch könne er ihm vielleicht in kurzer Zeit eine gute Nachricht mittheilen. Es ward also beschlossen, nach Elberfeld zu reisen. Frau Sophie, welche die Härte ihres Mannes fühlte, ohne ihn anzuklagen, da einmal ihr Schicksal mit dem seinigen verbunden war, fand noch eine Viertelstunde, um von ihrem geliebten Vetter ohne Zeugen Abschied zu nehmen. Sie schenkte ihm ihr Bildniß in Miniatur. Über alle Maßen durch dieß Geschenk erfreut, netzte er ihre Hand mit Thränen, und klagte laut, daß er dessen nicht würdig sey. Er sann einen Augenblick nach, und fand nichts bey sich, was er ihr zum Anden-

ken wieder geben könne. Er sagte es, und ein Strom von Thränen stürzte aus seinen Augen. Weibliche Zuneigung ist scharfsichtig! Frau Sophie schnitt eine von seinen wallenden Lokken ab, und verbarg sie weinend in ihrem Busen. Sie gab ihm einen keuschen Kuß, und riß sich in dem Augenblicke aus seinen Armen. Mit schwankendem Tritte verließ sie das Zimmer, er das Haus; sie sahen sich nicht wieder.

Zwey und dreyßigster Abschnitt.

Anselms Reise nach Elberfeld. Neuer Glückswechsel.

Anselm fand seinen Freund Philipp in der glücklichsten Lage: im ungestörten Genusse seiner geistigen und körperlichen Kräfte, wohlhabend, zufrieden, Gatte einer angenehmen und klugen Frau, Vater von zwey gesunden Kindern. Alle seine Wünsche erfüllt, ohne Überdruß; denn seine Wünsche erneuerten sich täglich: sie bestanden darin, Glück und Zufriedenheit um sich her auszubreiten, und dadurch selbst zufrieden und glücklich zu leben. Jeder that in diesem Hause froh seine Pflicht; die Arbeit ward nie Last, sondern war Vergnügen; und nie ward ein Vergnügen so unmäßig gebraucht, daß es eine Last geworden wäre.

Anselm machte in den ersten acht Tagen, da er sich hier aufhielt, Vergleichungen mit sich selbst, welche nicht zum Vortheile seiner Klugheit ausfielen, auf die er sich doch von Jugend auf so viel eingebildet hatte. O! seine schönen Plane von Lebensgenusse, deren

mannichfaltige Gestalten immer seine Lieblingsbeschäftigung gewesen waren! Hier sah er sie abermal realisirt; er selbst aber hatte sie nie ausführen können, weil er immer unrechte Mittel brauchte. Er bedauerte abermal die verflossenen Jahre; er verwünschte seinen Leichtsinn, durch welchen er sein eigenes Wohl untergraben, und sich, wie er nun überzeugt zu seyn glaubte, alle Aussichten zu einer künftigen bessern Lage verschlossen hätte. Es war immer der Charakter unsers dicken Mannes gewesen, im Glücke leicht sorglos zu werden und im Unglücke leicht zu verzagen. Jetzt aber wirkte die unglückliche Lage, in welcher Frau Sophien gefunden hatte, noch mächtiger, um sein Gemüth ganz niederzuschlagen. Er sah sich als die Ursache davon an, und so wie ihr nicht zu helfen stand, so glaubte er ihm stehe auch nicht zu helfen.

Philipp fand ihn in einer dieser trüben Stunden; und auf Befragen, was ihn so traurig mache, schüttete Anselm bald sein Herz in den Schooß seines treuen Freundes aus.

Philipp tröstete ihn: »Wie kannst du verzweifeln? Du bist gesund, bist erst einige »dreyßig Jahre alt; besitzest mancherley Ge»schicklichkeiten, und bist in der Praxis der

»Arzneykunst nicht unglücklich gewesen. Warum »solltest du durch diese allein dich nicht »wieder in eine glückliche Lage setzen können? »Du mußt aber nur wollen, und standhaft aus»führen was du willst; so kann noch alles gut »gehen. Ich habe weit weniger Geschicklichkeit »als du; bin aber bloß durch Sparsamkeit »und Fleiß und durch einen Glücksfall wohl»habend geworden. Jene beiden sind in dei»ner Gewalt; und warum solltest du, wenn »du, mit Ernst, durch Fleiß und Sparsamkeit »dir das Nöthige schaffst, nicht auch auf einen »Glücksfall hoffen können?»

»Nein! Nein!» rief Anselm, indem er sich im heftigsten Unmuthe vor die Stirne schlug: »Nenne mir nicht Sparsamkeit und Fleiß und »Ordnung! Diese habe ich nie besessen, und »eben dieß und mein unverzeihlicher Leichtsinn »ist Schuld an meinem Verderben. Das Glück, »das dir wiederfuhr, von einer würdigen Frau »gewählt zu werden, verdienest du. Ich ver»diene nichts, auch wird mir nichts werden! »Die mich wählen würde, kann mich nicht »wählen! —« Die Thränen stürzten ihm aus den Augen. — »Nein! Es ist nichts in der »Welt, worauf ich noch Hoffnung bauen »könnte!»

Philipp sagte, ihm sanft die Hand drückend: »Du denkst nicht daran, daß du einen wah»ren Freund hast; wer den hat, muß nicht »hoffnungslos seyn!«

Anselm erwiederte mit einer hellen Thräne im Auge: »Das ists eben, was mich drückt, daß »ich entweder meinem Freunde beschwerlich fal»len muß, oder keine andere Hoffnung habe, als »mich wieder in die schimpfliche Dienstbarkeit zu »begeben, in welche ich schon gerathen war.«

Philipp erwiederte: »Glaubst du denn, ei»nem wahren Freunde könne es je beschwerlich »fallen, seinem Freunde gerade dann zu hel»fen, wann dieser der Hülfe eines wahren Freun»des bedarf? Sollte ich dich nicht billig bey dir »selbst anklagen? Es hat mir wehe gethan, daß »du mich ohne alle Nachricht von deinem Zu»stande ließest, nie das Vertrauen zu mir zeig»test, daß ich als Freund an dir handeln würde.«

Und nun verkündigte ihm Philipp die gute Nachricht, worauf sein Brief ihn schon vorbereitet hatte. Platter hatte von einem Oheim eine beträchtliche Summe geerbt. Philipp hatte dieß erfahren, hatte den Werth der ihm cedirten Verschreibung eingeklagt, hatte mit der diesen Nachmittag angekommenen Post die

Be-

Bezahlung erhalten, und legte dieselbe in guten holländischen Wechseln in Anselms Hände.

Anselm äußerst bestürzt, sagte: er könne auf diese Summe keinen Anspruch machen, da er sie seinem Freunde geschenkt habe, und ihm mehr als dieses schuldig sey. Philipp betheuerte, er habe die Verschreibung nur bloß in der Absicht angenommen, um das was jemals davon könne einkassirt werden, für seinen Freund zu verwahren. Nach einem langen großmüthigen Streite zwischen beiden Freunden, mußte Anselm die fünftausend Speciesthaler behalten.

Nun war unser dicker Mann auf einmal im Besitze eines Kapitals, womit er sich auf anständige Art einrichten konnte. Er setzte sich vor, die Ausübung der Arzneywissenschaft nunmehr zu seinem Geschäfte zu machen. Es kam darauf an, einen Ort seines Aufenthaltes zu wählen. Aus Ursachen, die oben schon angezeigt sind, die er sich selbst aber nicht ganz deutlich entwickelte, wollte er nicht in Elberfeld bleiben; aus ähnlichen, obgleich verschiedenen, nicht in Köln und Aachen. Er wählte Düsseldorf zum künftigen Wohnorte, und ging in kurzem dahin ab.

Drey und dreyßigster Abschnitt.

Neue Anstalten Anselms, um weise und dadurch glücklich zu leben, und deren Erfolg.

Unser dicker Mann faßte nun den ernsthaftesten Entschluß, weise zu seyn. Ohne diesen Entschluß kann niemand wirklich glücklich leben; aber bloß durch denselben wird man auch weder weise noch glücklich, wie unter andern die Geschichte unsers Helden zeigt. Dieß glaubte er jetzt selbst einzusehen, und beschloß seine Maaßregeln darnach zu nehmen.

Er zählte sich unparteyisch alle seine Thorheiten vor, und erkannte sie für große Thorheiten. Sich selbst so strenge richten, ist sehr löblich, und der erste Weg zur Besserung. Aber bey dieser Strenge ists gut, noch das Mißtrauen gegen sich zu haben, daß man vermuthe, man habe bis jetzt noch lange nicht alles Thörichte erschöpft. Unser guter dicker Mann glaubte, wenn er sich nur recht hüte, ferner keine von seinen vorigen Unbesonnenheiten zu begehen, gewiß ganz weise seyn zu können. Daß es noch andere verkehrte Dinge gebe, als die de-

ren er sich schuldig wußte, schien ihm nicht erheblich zu seyn, weil er nicht daran dachte, in sie fallen zu können. Auch war ihm, trotz der strengen Musterung seines vergangenen Lebens, eine Hauptfalte seiner Gemüthsart entgangen, die ihn in manche Übel gestürzt hatte. Dieß war die leichte Beweglichkeit seines Charakters, welche ihn geschwind an Personen und Geschäfte ankettete, die er hätte vermeiden sollen, und die ihm seine Hauptgeschäfte leicht überdrüssig machte, ob er sie gleich mit Eifer anfing; welches wieder in seiner Neigung zur Gemächlichkeit lag, der er von Jugend auf allzuviel nachgegeben hatte. Diese Eigenschaft, mit seiner lebhaften Einbildungskraft gepaart, ließ ihn beständig den nächsten Eindrücken folgen, und dadurch unvermerkt von dem guten Wege, den er betreten wollte, abkommen.

Anselms medicinische Praxis in Düsseldorf fing gleich in den ersten Monaten an, guten Fortgang zu gewinnen. Man hatte Vertrauen zu ihm, und ihm gelangen verschiedene wichtige Kuren. Er begann Zufriedenheit zu fühlen und Hoffnung, er könne noch glücklich werden. Jetzt suchte er seinen vorigen Plan wieder hervor, einzeln zu leben und lieber nach den

Frauenzimmern gar nicht zu sehen. Er gab sich selbst dazu eine sentimentale Ursache: nämlich, nun er Sophien nicht haben könne, wolle er gar nicht heurathen. Auch war allerdings die ausbündigste Hochachtung gegen Frau Sophien in seinem Herzen, nebst der aufrichtigsten Betrübniß, daß er Ursache gewesen, sie mit einem Manne gepaart zu sehen, mit dem sie nie glücklich werden konnte. Aber auf seinen Entschluß hatte, ihm unbemerkt, seine Neigung, ungebunden zu leben und so viel zu genießen als er nur konnte, den größten Einfluß. Er hatte beyläufig die ökonomische Bemerkung gemacht, eine Frau koste viel Geld; und das dachte unser weiser dicker Mann lieber auf sein eigenes Vergnügen zu wenden.

So sehr er sich aber auch vornahm, Vergnügen zu empfinden; fühlte er doch beständig ein gewisses Leere. Er fand keine Familien, die ihm gefielen, eigentlich, weil das Familienleben seiner Laune nicht behagte; er suchte sich also einen füglichen Grund, öffentliche Örter zu besuchen. Gründe, das zu thun was man wünscht, findet man immer. Anselm liebte so zu leben wie ihm gut dünkte, und hatte gar keine Neigung, in Gesellschaften dem Zwange zu fol-

gen, welchen Wohlstand und Konvenienz auflegen. Daher gefielen ihm Gelage in öffentlichen Häusern, wo niemand zu Hause ist und keiner vor dem andern aufstehen darf. Er suchte sich aber zu bereden, daß er hierbey nach andern Gründen handle. Er sagte zu sich selbst: wenn seine Praxis zunehmen solle, müsse er Bekanntschaften machen, und die ließen sich, wie er meinte, am besten in Kaffehäusern und Weinschenken finden; ferner beredete er sich, an diesen Örtern könne seine Kenntniß der Menschen vermehrt werden. Er hatte nun aller theoretischen Philosophie, kritisch oder nicht kritisch, Abschied gegeben, weil er sie für Ursache hielt, daß er oft so unweise gehandelt hatte; welches ihm wieder ein Trost war, indem er nun auf die spekulative Philosophie, der er entsagen wollte, das schob, woran eigentlich seine Sinnlichkeit Schuld war, die er noch beyzubehalten dachte. So vermeinte er dann nun, die Menschen in allen Lagen kennen lernen zu müssen, sie zu beobachten und über alles seine Betrachtungen anzustellen; und bildete sich wirklich ein, praktische Philosophie zu zeigen, weil er täglich in Kaffehäusern und Weinschenken anzutreffen war.

In den sehr vermischten Gesellschaften dieser Häuser lernte unser dicker Mann freylich gar mancherley Leute kennen; aber keine, die des Beobachtens werth gewesen wären. Müßiggänger sah er ihre Zeit tödten. Tabackrauchen und Trinken, indolentes Hinblicken über einen Haufen gleichgültiger Leute, Zeitungslesen und Spiel, ist alles, was man in solchen Häusern antrift. Diese Zusammenkünfte werden sehr uneigentlich Gesellschaften genannt. Die Engländer unterscheiden in ihrer Sprache zwischen Company und Society *): ein eben so feiner als richtiger Unterschied, den die in vieler andern Rücksicht so reiche, aber zur Sprache des Umgangs lange nicht genug ausgebildete deutsche Sprache noch nicht aufgenommen hat. Der Zulauf an öffentlichen Örtern ist ein Haufen Leute, die Gemeinschaft mit einander haben; aber Gesellschaft machen sie nicht aus: so wenig als ein Zimmer voll unbedeutender Bildnisse ein Gemälde, das auf Geist und Herz wirkt.

---

*) Colman sagt vom Hofleben, desgleichen von vornehmen Herren und ihren Assembleen: The System of Life now establish'd in the polite world, seems calculated to destroy Society, for the sake of Company.

Auch fand sich Anselm, nachdem er ein Paar Monate diese Örter besucht hatte, daselbst so einsam wie zu Hause; oft saß er da mit starrem Blicke und staunend, als ob er Dratpuppen sich bewegen sähe. Nirgend war Genuß, allenthalben todter Zeitverderb ohne Frohsinn. Unter diesen lebendigen Maschinen interessirten ihn bey seiner Langenweile die Spieler noch am längsten; denn obgleich die Hazardspiele im Herzogthume Berg verboten sind, ward doch nicht streng über das Gesetz gehalten. Da er selbst keine Neigung zum Spiele hatte, so konnte er nicht begreifen, wie jemand täglich die Zeit mit einem solchen Unvergnügen verderben, und noch dazu seinen Wohlstand und folglich sein wahres Vergnügen aufs Spiel setzen könne. Die todte Gleichgültigkeit der Spieler von Profession, und die schrecklichen Leidenschaften der Neulinge, die wilde eigennützige Freude wenn sie gewinnen, und die tobende Wuth wenn sie verlieren, schien ihm gleich hassenswürdig. Er machte darüber ganz feine philosophische Betrachtungen, wie es denn sehr leicht ist, über die Thorheiten zu philosophiren, welche man nicht begehen mag. Vielleicht war es wegen der Leich-

tigkeit dieser Betrachtungen, daß er ihrer bald überdrüßig ward. Seine tägliche Langeweile mischte sich in seine Philosophie, so wie in das Vergnügen, das er an öffentlichen Orten zu finden dachte und nicht fand. Er wünschte sich, wenn er da war, zu Hause; wenn er zu Hause war, aufs Kaffeehaus. Nirgend war er an seinem rechten Orte; denn ob er gleich ausging, um durch Zerstreuung seine Grillen zu vertreiben und sich zu vergnügen; so fand er doch nirgend Vergnügen und Ruhe, die er im Innern seines Geistes, in täglicher nützlicher Geschäftigkeit und im Wohlthun hätte suchen sollen.

Bey den Leuten welche Abneigung von nützlicher Beschäftigung fühlen, und daher ihre Zeit nicht hinzubringen wissen, sind die Ursachen sich zerstreuen zu müssen, wie an Höfen die Ursachen das Geschütz zu lösen. Freude und Leid wird dadurch auf gleiche Art angekündigt; ja es giebt hohe und weniger hohe Häupter, welche die Kanonen lösen lassen, bloß um Lärm zu machen, und die Langeweile zu zerstreuen, welche dennoch gleich einer neblichten Luft gewöhnlich um die Schlösser der Großen schwebt. Eben so suchen auch manche jovialische

Menschen für die Zerstreuung und tägliche Vergnügen, die sie beständig haben müssen, wichtige philosophische Ursachen anzuführen; da doch die wahre Ursache nur ist, daß sie das ächte und daurende Vergnügen nicht kennen, das aus nützlicher Beschäftigung entsteht, und daher auch mitten in allen ihren Zerstreuungen beständig von der Langenweile wie von einem dicken Nebel umgeben werden, und gähnen müssen, wo sie froh seyn wollten.

In einer solchen Gemüthsstimmung ging Anselm einst ins Weinhaus, weil er eben gar nicht wußte wo er bleiben sollte. Da fand er einen alten Universitätsbekannten, einen gewissen Hiffer. Dieser war in Göttingen, nicht in philosophischen Disputen, wie Herr von Reitheim, sondern wo es lustig herging, sein öfterer Gesellschafter gewesen. Jetzt war er Advokat oder Prokurator in Köln, und hatte eine Reise nach Düsseldorf gethan, um daselbst einen Vergleich wegen eines wichtigen Prozesses, der beym Reichskammergerichte schwebte, zu betreiben.

Vergleiche zu machen, gehörte sonst nicht zum Gewerbe des Prokurators Hiffer; denn er fand eben nicht seinen Vortheil dabey, wenn gerichtliche Streitsachen zu Ende gingen.

Jetzt aber war es ein außerordentlicher Fall; er hatte seinem Klienten gerathen, den Gegentheil durch einen Vergleich geschwind zu überlisten, nachdem er durch einen Nachfolger des berühmten Juden Nathan Wetzlar sicher erfahren hatte, es stehe nicht zu ändern, daß der Gegentheil eine günstige Sentenz bekomme. Hiffer gehörte eigentlich nicht unter die Anzahl der von der Obrigkeit bestellten Advokaten oder Prokuratoren; sondern er hatte sich zu beiden selbst bestellt, und fand sehr seine Rechnung dabey, daß er manches in der Stille und durch Andere ohne Verantwortung thun konnte, was die bestellten Advokaten wohl unterlassen mußten. Er war Einer von den Leuten, welche in den Prozessen wühlen, einen Prozeß zu erregen wissen wo keiner möglich schien, und aus Einem möglichen drey wirkliche machen. Er war sehr betriebsam und eben nicht gewissenhaft; daher kamen verwirrte und nicht ganz richtige Sachen am meisten in seine Hände, und er befaßte sich auch am liebsten damit, vorzüglich wenn er dabey viel zu verdienen schien. Da war er der erste Mann in der Welt, einer Sache eine Gestalt zu geben, die der Gegentheil sich nie hätte träumen lassen.

Er gehörte zu der Art von Advokaten, die den Zahnärzten gleichen, deren Zähne am meisten zu kauen haben, wenn vielen andern Leuten die Zähne wehe thun. Also dachte er auch wenig daran, ob Wittwen oder Waisen etwas verlören, wenn er eine Sache verdrehen konnte zum Besten eines reichen Mannes, der ihn gut bezahlte. Übrigens konnte er Jedermann nach dem Munde reden, war in allen Gesellschaften lustig und unterhaltend, und nahm es daher auch über sich, die ziemlich düstere Laune unsers guten dicken Mannes in etwas aufzuhellen. Er erzählte ihm viel von Köln, von den Veränderungen des Büreau d'Esprit der Frau Hummer, das er nach seiner Art lächerlich machte, auch vielerley von Sophien und ihrem Manne, den er genau kannte, weil er ihm in einigen Rechtssachen bedient gewesen war und manches Maaß Wein mit ihm ausgetrunken hatte. Er erzählte, daß derselbe, aus Freude seinen Vetter Anselm los zu seyn, noch denselben Abend sich einen derben Rausch getrunken habe, welcher bald schlimme Folgen gehabt hätte; denn er hatte ihm, mit der Erhitzung der Reise zusammen, ein hitziges Fieber zugezogen. »Aber Unkraut vergeht nicht,«

setzte Hiffer lachend hinzu, »er ist wieder ge»sund geworden, und plagt seine Frau derber »als jemals.»

Diese letzte Nachricht that eine ganz widrige Wirkung auf unsern Anselm. Vergebens suchte Hiffer hundert andere lustige Geschichten zu erzählen. Sophiens Lage verbitterte unserm dicken Manne alle Freuden.

Hiffer, der die Geschichte nicht ohne Ursache erzählt hatte, fragte ihn, warum er das so zu Herzen nähme? und wußte durch mancherley Umschweife von Anselm seine vormaligen Familienumstände und die ganze Geschichte seiner Liebe zu Frau Sophien herauszuholen. Anselm hatte eine schwermüthige Freude, seinen Kummer mitzutheilen, und seine Reue Sophiens Unglück veranlaßt zu haben, auch gegen Hiffer zu zeigen. Er erzählte sogar, wie standhaft die edle Frau ihre traurige Lage ertrage, und zeigte das Bildniß, womit sie ihn beschenkt hatte. Hiffer ließ zwar manches Hm! und Ha! hören, gab ihm aber in allem Recht, lobte ihn und Sophien, und schimpfte auf den Mann. Dieß heiterte unsern Anselm etwas auf, und sie schieden als die besten Freunde von einander.

Ob Hiffer bey diesen Erkundigungen irgend eine besondere Absicht gehabt, wird sich vielleicht künftig zeigen. Jetzt diente er noch unserm Helden, ihm zu verschiedenen Bekanntschaften zu verhelfen, in Häusern wo ihn seine gerichtlichen Geschäfte bekannt gemacht hatten. In allen ward gespielt. Hiffer selbst liebte das Spiel, und vertheidigte es gegen Anselm: nicht die Thorheit, sein Vermögen auf eine Karte zu setzen; sondern ein mäßiges Spiel als einen Zeitvertreib und als ein Mittel in den Gesellschaften nicht überflüßig zu seyn, wo, dem allgemeinen Gebrauche zufolge, gespielt wird. Da unser Anselm aber gegen das Spiel einen allzuentschiedenen Widerwillen hatte, so suchte er lieber andere Bekanntschaften; und es gefielen ihm allenfalls diejenigen besser, wo Spazierfahrten und Koncerte das Hauptvergnügen waren.

Der Gesellschaften in Wirthshäusern und Weinhäusern überdrüssig, ohne sie verlassen zu wollen, fiel unser dicker Mann jetzt auf die Musik. Den Geschmack daran zu unterhalten sind eine Menge herumreisender, besonders italienischer und französischer, Virtuosen beflissen, welche, wie ehemals manche alte Heilige und

Bischöfe den Glauben, ihre Töne fortpflanzen, und dafür, so wie jene, die Thaler der Zuhörer einstecken.

In diesem Geschäfte kam auch damals nach Düsseldorf die Signora Bellonia nebst ihrem Bruder dem Signor Bellonio, der aber kein Sänger sondern bloß Fratello di Musica war, eine berühmte Cantatrice welche auf den Theatern in London und dem Haag und wer weiß, auf welchen andern, in den Opere buffe die Rollen di Mezzo carattere wollte gesungen haben, und sich auf ihrer Durchreise nach den Höfen zu Stockholm und Petersburg, wohin sie versicherte berufen zu seyn, auf dringendes Verlangen vieler Kenner der Musik, hatte bewegen lassen, einige Koncerte zu geben, so wie schon in der letztern Saison in den Bädern zu Spaa und zu Aachen.

Signora Bellonia war nicht mehr in ihrer ersten Jugend, aber sie war gut gewachsen, hatte ein niedliches Gesichtchen, welches sie durch Hülfe einiger Pomaden und Pulver zu einem recht allerliebsten Lärvchen umschuf. Dabey war sie artig, gefällig, unterhaltend, und konnte französisch nach italienischer Aussprache ziemlich fertig plaudern. Was ihr Singen betraf,

so war es kaum del mezzo; sie war, wie die Italiener zu sagen pflegen, »eine schöne, ob»gleich nicht eine gute Sängerinn.« Das ward aber durch ihre angenehme Manieren reichlich ersetzt. Zudem gehörte sie nicht zu den armen Sängerinnen, die um ein Koncert betteln, damit sie Reisegeld haben. Sie wohnte in einer zierlichen Chambre garnie, und hatte oft große Abendgesellschaften bey sich. Freylich ward vorausgesetzt, daß jeder Gast ein paar baiersche Thaler unter das Kouvert legte, vermuthlich nur für den Cameriere der Signora. Dafür aß man aber auch vortreflich, und ward mit den herrlichsten Weinen bedient. Beym Spiele gab man auch Einen baierschen Thaler Kartengeld für ein Konversationsspiel, und zuweilen machte der Signor Fratello eine kleine Bank. Doch war niemand zum Spiele genöthigt. Die Signora selbst liebte das Spiel nicht, und saß aufs höchste bey der Bank als Zuschauerinn, wenn keine andere Unterhaltung war. Sobald sich aber ein Zirkel zur Konversation bildete, zog sie denselben vor; und da erschien sie als eine zehnte Muse: denn sie sprach nicht allein mit höchster Anmuth von allen schönen Künsten, sondern sie war auch eine

Improvisatrice, und pflegte auf einen oder den andern aus der Gesellschaft sehr artige Stanzen zu machen oder sonst in Reimen oder in Prosa jedem etwas Angenehmes zu sagen.

Anselm gab auf die Signora Bellonia, ungeachtet sie ihm gefallen hatte, weiter nicht sehr Acht; denn er hatte sich einmal vorgenommen, Frauenzimmer zu meiden. Seine Gedanken waren von Frau Sophien und ihren unglücklichen Tagen erfüllt. Er dachte darüber oft mit Wehmuth nach, und wenn er, wider seinen Entschluß, zuweilen in ein Weinhaus ging: so meinte er, es geschähe nur, weil ihm seine eigene Wohnung allzuleer wäre, indem er Sophien darin nicht erblickte, und weil er sich zu zerstreuen suchte. Die Zerstreuung war immer von Jugend auf sein Hauptmittel gegen trübe Gedanken gewesen, die ihm gleich kamen, wenn es nicht nach seinem Sinne ging, oder wenn er nicht wußte was er wollte. Doch hatte Anselm, der so viel Bemerkungen machte, noch nicht ein einzigesmal eine sehr heilsame gemacht, nämlich: daß Zerstreuung sehr oft ein schlimmeres Mittel ist, als das Übel selbst, daß sie wenigstens nie das Übel wirklich hebt, und daß derjenige, der durchaus nie

trü-

trübe Gedanken bey sich dulden will, wenn sie auch eine rechtmäßige Ursache haben, nie ernsthafte Gedanken bey sich wird wollen aufkommen lassen, die ihn moralisch verbessern könnten.

Das Schicksal wollte indeß, daß unser dicker Mann mit der Signora Bellonia näher bekannt ward. Es stieß dieser Virtuosinn eine kleine Unpäßlichkeit zu, und sie ließ den Dr. Redlich holen. Sie empfing ihn in einem eleganten Morgenneligee. Ihre Krankheit war nicht gefährlich, aber die Schwächlichkeit gab ihr einen besondern schmachtenden Reiz. Die Arzneyen thaten gute Wirkung, eben so sehr aber schien die Unterhaltung des Arztes zu wirken; daher sie bey jedem Besuche ihn ins Gespräch brachte, zugleich ihm aber auch die niedlichsten Arietten vorsang und ihn nachher so angenehm unterhielt, daß er bedauert haben würde, ihre Genesung beschleunigt zu haben, wenn ihm nicht erlaubt gewesen wäre, auch nachher seine Besuche fortzusetzen.

Der Umgang mit dieser unterhaltenden Person hatte für ihn sehr viel Anziehendes, so daß er, der schon seit ein paar Monaten sowohl zu Hause als in den Kaffeehäusern immer Langeweile empfunden hatte, den glücklichen Zufall

nutzte, in jeder Woche einige Abende in diesem Hause zuzubringen. Man wird schon bemerkt haben, daß unser dicker Mann Zunder im Herzen hatte, welcher an schönen Augen leicht Feuer fing. Er konnte also, so sehr er auch immer Frau Sophien vor Augen behielt, nicht lange in die liebreizenden Augen der schönen Italienerinn ganz ungestraft sehen. Aber nicht nur diese, sondern auch ihre lieblichen Arietten und angenehmen Gespräche gewannen sein Herz. Wenigstens beredete er sich dieses, obgleich die Augen vielleicht doch einen größern Antheil an seinem Wohlgefallen hatten, als Gesang und Gespräch. Er besuchte sie nunmehr auch Vormittags bey ihrem Nachttische, und war wohl vierzehn Tage lang ihr täglicher Abendgesellschafter. Er fing auch an, ihr Geschenke zu machen, wie dieses bey Virtuosinnen üblich ist. Sie nahm sie auf eine verbindliche Art an, und erwiederte sie allemal mit Gegengeschenken: Kleinigkeiten, die nicht sowohl durch den innern Werth, als durch die gar angenehme Weise sie zu geben, schätzbar wurden.

Endlich fügte es sich einmal an einem Abende, daß nur eine kleine Gesellschaft gegenwärtig war. Desto munterer und vertrauli-

cher ward die Unterhaltung bey Tische, und die Flasche ging frisch herum. Unsern dicken Mann bezauberte die frohe und angenehme Laune der Signora Bellonia. Ihn dünkte, er sey im Himmel. Er sprach noch mehr mit den Augen als mit dem Munde; und er fing aus den Blicken der Schönen ein Feuer, welches durch Wein nicht konnte gelöscht werden, ob dieser gleich nicht gespart ward. Nach Tische war die Gesellschaft zu klein zur Konversation. Man machte eine kleine Bank. Anselm hatte am Spielen keinen Gefallen, die Signora auch nicht. Indessen schlug sie vor, weil es doch einmal gespielt seyn solle, wollten sie beide in Gesellschaft ihr Glück versuchen. Eine solche Spielgesellschafterinn konnte nicht ausgeschlagen werden. Sie setzten eine gemeinschaftliche Kasse auf den Tisch. Sie pointirte für beide, aber verlor, vermuthlich weil sie das Spiel nicht verstand. Aber wie denn Frauenzimmer zuweilen ihren kleinen Eigensinn haben; sie wollte das Geld durchaus wieder gewinnen, weil es ihrem caro Anselminuccio gehörte, wie sie sich ausdrückte, indem sie ihm die runden Backen klopfte. Sie verdoppelte; sie setzte viel Geld, und verlor. »Ich merke,« sagte sie

lächelnd, »wer in der Liebe glücklich ist, ist »unglücklich im Spiele,« und sah zärtlich über die linke Achsel nach ihrem Anselmino. Doch wollte sie das Geld wieder haben, und setzte höher. Nun kam sie ins Glück. Sie hielt das Blatt bis zum Sept-Leva. Das Blatt kam links heraus, und alles war wieder verloren. Jetzt stand sie auf, und setzte unsern dicken Mann an ihre Stelle. Derselbe glühte vor Eifer, die beträchtliche Summe wieder zu erobern. Das Spiel dauerte bis früh um drey Uhr, da er und seine schöne Gesellschafterinn alles was sie bey sich hatten, und beynahe 8000 Konventionsthaler auf Kredit verloren hatten; und der Bankier, welches dießmal nicht der Bruder, sondern ein anderer Mann war, nicht mehr halten wollte. Anselm kam wie aus einem Todesschlummer zu sich, und sah mit Verwunderung, daß fünf bis sechs handfeste Leute um den Tisch standen; was ihn aber am mehrsten befremdete, war, Plattern, seinen ehemaligen Schuldner, hinter dem Bankier stehen zu sehn, dessen Kroupier er zu seyn schien.

Nun erfuhr er erst, es sey in diesem ehrbaren Hause Sitte, über dasjenige, was auf

Kredit verloren worden, sogleich einen Wechsel aufzusetzen, in drey Tagen fällig. Dieß that jeder anwesende Schuldner; und auch die schöne Sängerinn, ihr Unglück verwünschend, stellte einen aus, über ihren Antheil des Verlusts auf 3980 Konventionsthaler. Anselm mußte also das Nehmliche thun.

Er ging voll Verzweiflung nach Hause. Er konnte nicht schlafen. Er konsulirte seinen Freund Hiffer als einen Rechtsgelehrten. Der machte ihm aber derbe Vorwürfe, daß er seine Philosophie so schlecht beobachtete, die alles Spiel, auch die kleinsten Konversationsspiele, hatte für verdammlich erklären wollen. Er begegnete ihm mit grausamen Spotte, und sagte: Man sehe wohl, die sogenannte Virtuosinn sey eine Intrigante, die dem sogenannten Bruder nur zum Lockvogel seines Spiels diene, Dummköpfe zu fangen. — Sogenannten Bruder! — Das war Anselmen zu hart; denn er hatte noch während seines schlaflosen Morgens die schöne und witzige Signora für ein ehrliches Blut gehalten, und sie beklagt, daß sie mit ihm so viel verloren habe. Er ging hin sie zu besuchen, ward aber nicht angenommen. Nachmittags kam der Bankier,

mit Heftigkeit zu ihm sagend: die Signora mit ihrem sogenannten Bruder sey heimlich abgereiset, ohne ihn zu bezahlen; und er gab deutlich zu verstehen, wie er hoffe, Anselm werde es wenigstens nicht eben so machen. Anselm fand bey keinem seiner Kaffeehausfreunde Trost, noch weniger Hülfe; sie lachten ihn vielmehr aus, daß er sich durch so grobe List habe fangen lassen. Er mußte zu Wucherern Zuflucht nehmen, verpfändete was er hatte, und befriedigte den Gauner.

Nun aber war er in den bedrängtesten Umständen; denn ihm blieb weniger als nichts. Seine Ehre und sein Einkommen waren verschwunden; er merkte nach wenigen Wochen, daß er das Gespräch der ganzen Stadt war, und daß der Vorfall, der mit vielen Zusätzen und falschen Umständen erzählt ward, die meisten Häuser, in denen er Arzt gewesen war, von ihm abwendig machte. Seine Einnahme nahm sichtlich ab. Die Gläubiger und Wucherer drängten ihn, und drohten mit Gefängniß. Er war genöthigt, seine Möbeln zu verkaufen; denn er hatte nicht unterlassen, hier auch sich mit Mahogany-Sekretären und Tischen, desgleichen mit weichen Ottomanen und bunten Fußdecken

zu versehen. Ja er mußte sogar seine Kleider verkaufen und versetzen, um nur zu leben. Er kam endlich so weit, daß er nicht den Unterhalt Eines Tages mehr hatte. Nichts blieb ihm übrig, und er hatte noch verschiedene kleine Schulden, die er schlechterdings nicht bezahlen konnte, und doch täglich darum gemahnt ward.

Vier und dreyßigster Abschnitt.

Verschiedene Versuche, Lebensunterhalt zu finden. Verzweiflung und ein kleiner glücklicher Zufall.

Ganz betäubt schlenderte Anselm zum Ratinger Thore hinaus, ging wohl eine Stunde fort ohne sich zu besinnen, und so kam er unvermerkt bis unter das Dunkel der dicht verwachsenen Bäume vor dem Eingange des Specker Mönchklosters à la Trappe. Plötzlich ergriff ihn der Gedanken, der Welt, worin er gar keine Freude mehr hoffen zu können vermeinte, zu entsagen, und sich im Kloster à la Trappe zu vergraben. Gerade die Strenge dieses Ordens bemächtigte sich seiner Einbildungskraft. Er glaubte dadurch für alle Thorheiten seines Lebens zu büßen, besonders für die, wodurch er Sophien unglücklich gemacht hatte. Aber er war ja nicht katholisch? Was denn! Ihm war in seiner jetzigen Betäubung alles gleich. Er hatte die katholischen Gebräuche ziemlich kennen gelernt, und beschloß für einen Katholiken zu passiren, um nur der Welt zu entfliehen,

von der er sich ganz verlassen glaubte. Er zog die Glocke an der Klosterpforte, begrüßte den öfnenden Pförtner mit einem Memento mori! und verlangte den Abt zu sprechen, weil er ins Noviciat des Klosters treten wolle.

Ein Abt, zumal ein Abt à la Trappe, ist der demüthigste unter den demüthigen Gliedern seines Konvents, so wie der Papst der Knecht der Knechte ist; dennoch ist jeder Abt viel zu erhaben, als daß ihn ein unbedeutender Ankömmling sogleich sprechen könnte. Vollends aber ein Abt à la Trappe ist ein sehr großer Mann. Er behauptet, er sey auf Erden ganz unabhängig, und dürfe von seiner Klosterverwaltung niemand als Gott unmittelbar Rechenschaft geben, so wie der Rath von Nürnberg von seiner Finanzverwaltung nur dem Kaiser persönlich. Da er nun vermöge der Abtödtungen und Kasteyungen seines Klosters mit dem lieben Gotte sehr gut steht; so wird dieser schon von seinem Freunde dem Abte nicht etwa eine Rechenschaft fordern; wie der Kaiser doch zuweilen von den Herren von Nürnberg. Also ist ein Abt à la Trappe ein Gott auf Erden, und zeigt folglich sein Antlitz nicht jedem, der an die Klosterpforte

klingelt. Anselm ward an den Subprior gewiesen, den Mann, der für das ganze stillschweigende Konvent mit den Fremden zu schwatzen hat. Dieser hohläugige, abgezehrte, blasse Mönch, von allen Sünden verlassen, ausser von mildem geistlichen Stolze, hörte sein Begehren an, und gab ganz kalt zur Antwort: »Freund, du bist viel zu dick für unser Kloster! Wie könnte ein so wohlbeleibter Sünder sein Fleisch bis dahin kasteyen, daß er bis zur Magerkeit eines heiligen Mönchs a la Trappe abfiele? Zudem bist du Weltmensch ein Doktor der Arzney. Wer zu unserer hohen Vollkommenheit gelangen will, muß ungelehrt seyn. Unser heiliger Reformator hat uns verboten zu studiren; denn — die selige Unwissenheit ist die Mutter des Gehorsams. Geh, du bist gelehrt und dick, und also nicht für uns! Geh in Frieden! Dein bloßes Anschauen würde unsern Brüdern ein Ärgerniß geben: daß sie lange Zeit nicht wieder zu der seligen Unempfindlichkeit gelangen würden, die unserer heiligen Regel gemäß ist. Memento mori!« Und damit ließ er ihn ganz sanft zum Kloster hinausschieben.

Anselm, der schon in seiner Einbildungskraft die ruhige Unthätigkeit des Klosters genoß, ward durch diese abschlägige Antwort in sofern zur Empfindung seiner wirklichen Existenz zurückgebracht, daß er überlegte, welchen Weg er zu nehmen habe. Nach Düsseldorf durfte er nicht, nach Elberfeld wollte er nicht; er suchte also einen dritten Weg. Auf Nachfrage erfuhr er, daß er auf der Landstraße nach Lennep sey. Es war ihm genug, daß diese Straße von Elberfeld abführte, um derselben zu folgen; denn seiner Eitelkeit war der Gedanken unerträglich seine Thorheiten dort wissen zu lassen; und ob sein treuer Freund Philipp in Kummer seyn würde, wenn er seine traurige Geschichte erführe, ohne weiter Nachricht von ihm zu empfangen, daran dachte sein Egoismus nicht.

Nachdem er die Nacht in einer Dorfschenke zugebracht hatte, kam er den folgenden Morgen in einem Wirthshause in der Vorstadt von Lennep an. Da fand er einen Preußischen Werbeofficier, welcher dort mit einigen Rekruten übernachtet hatte, die er von Köln nach Hamm transportirte. Schnell fiel unserm Anselm ein, in seiner äußersten Noth zum Solda-

tenstande Zuflucht zu nehmen: er gab sich zum Rekruten an. Der Officier maß ihn von oben bis unten, und erklärte darauf, er sey zum Soldaten zu klein, und selbst zum Trommelschläger nicht groß genug. Dieser Officier war übrigens ein freundlicher und, bloß den Punkt von Rekruten ausgenommen, mitleidiger Mann. Er ließ, zur Vergütung der abschlägigen Antwort, unsern dicken und zu kleinen Mann mit sich frühstücken, und einen Theil seiner Geschichte erzählen. Da er fand, Anselm wäre nicht ohne Geschicklichkeit, schrieb er, ehe er mit seinen Rekruten abmarschirte, ein Billet an einen jungen Edelmann, den er vorigen Abend in dem besten Wirthshause zu Lennep hatte kennen lernen. Dieser junge Mensch war eben mündig geworden, und wollte sein Haus auf einen großen Fuß einrichten. Der Officier meinte, Anselm würde bey ihm füglich die doppelte Person eines Kammerdieners und Leibchirurgus vorstellen können.

Anselm nahm die Empfehlung dankbar an, und ging in die Stadt, das Billet abzugeben. Er mußte bis um eilf Uhr warten, ehe der unmündige Mündige aufstand, und bis um halb Ein Uhr, ehe er vorgelassen ward. Der junge Herr las

das Billet, maß Anselmen der Länge und Breite nach, und sagte: »Ich weiß nicht, wohin »der Herr Lieutenant mit seiner Empfehlung »gedacht hat. Mein Freund! Er ist viel zu »klein, und ganz unförmlich dick. Wer kann »solche Leute um sich leiden?« Damit kehrte er sich um, und ließ ihn stehen.

»Mein Gott!« dachte Anselm bey sich, indem er die Treppe hinabging: »Hier ist mir ja »meine Statur in Allem hinderlich! Wie muß »man denn beschaffen seyn, um hier zu Lande »fortzukommen?« Indem ging er vor der Küche des Edelmanns vorbey, wo ihm der Geruch vieler köstlich zubereiteten Speisen in die Nase zog; er ward doppelt hungrig, hatte aber seinen letzten Stüber fürs Nachtlager ausgegeben.

Traurig wanderte er einige Straßen auf und ab, ohne zu wissen, was er beginnen sollte. Es fehlte ihm an Geld, auch nur zum frugalsten Mittagsessen, oder zum schlechtesten Nachtlager. Er sah die Menschen vor sich vorbeygehen, als wären es todte Bilder, welche ihn nichts und welchen er nichts anginge. Der Anblick eines ihm begegnenden Juden erinnerte ihn, daß er von seiner wenigen Wä-

sche ein Hemd verkaufen könne, um doch für ein paar Tage sich Kost und Nachtlager zu sichern. Er redete den Juden deßhalb an. Dieser nahm ihn mit sich nach Hause, und kaufte das Hemd nicht. Er ließ sich erzählen, wodurch Anselm so herunter gekommen sey. Er tröstete ihn mit der Versicherung, bey so mancher Geschicklichkeit werde gewiß für ihn sich etwas finden. Obgleich der Jude selbst arm war, gab er ihm doch in seiner Hütte eine Schlafstelle, und theilte seinen kärglichen Bissen Brot mit ihm. »Gottlob!« sagte Anselm, »das ist ein Mensch, der menschliche Empfin»dungen hat;« und prüfte sich selbst innerlich, ob er zur Zeit seines Wohlstandes nur verhältnißmäßig halb so viel für das Bedürfniß seiner Mitmenschen gethan hätte.

Anselm blieb einige Tage bey dem Juden, der sich in der Stadt zu erkundigen anfing, ob nicht irgend eine Stelle für seinen Hausgenossen gefunden werden könne. Unvermuthet aber ging Anselms Hoffnung auf den ehrlichen Mann ganz zu Grunde; der Jude ward an einem Morgen sehr früh nebst seiner Frau von den Stadtknechten aufgegriffen und ins Gefängniß geworfen. Er hatte sich un-

terstanden, für andere Juden Schuhe zu machen, und, obgleich gewarnt, es doch nicht unterlassen; sogar hatte kürzlich seine Frau für eine andere Jüdinn ein Kleid zugeschnitten und genähet. Es war in der That ein scheußliches Verbrechen! Denn, wie könnte einem Beschnittenen erlaubt seyn, einen Schuhpfriemen zu brauchen, oder der Frau eines Beschnittenen, Kleider zuzuschneiden? Der Staat müßte ja untergehen, und vermuthlich auch die Religion, wenn man solchem Frevel nicht steuren wollte! Wie ist es nicht der Republik Polen gegangen, wo von je her den Juden diese und alle andere Handwerke erlaubt waren! Um nun alles Übel von dem guten Herzogthume Berg abzuwenden, hatte die löbliche Schuhmacher- und Schneiderzunft zu Lennep darauf angetragen, den Juden seines Schutzes verlustig zu erklären, und ihn über die Gränze zu bringen. Es war fast wahrscheinlich, daß eine so billige Bitte würde gewähret werden. Wenigstens versiegelte man die Wohnung des Juden, um nachher gerichtlich zu untersuchen, was an unerlaubtem Handwerkszeuge und hinterlistig verfertigten Schuhen zu finden seyn möchte. Hierdurch verlor nun der arme Anselm seine Schlaf-

stelle. Er dachte unökonomisch genug, an einen andern Juden drey Hemden zu verkaufen, und den größten Theil des daraus gelöseten Geldes seinem Wohlthäter ins Gefängniß zu bringen; worauf er noch denselben Vormittag Lennep verließ.

Er war über eine Meile in tiefen Gedanken fortgegangen, und sann eben bey sich nach, wie es in der Welt so wunderlich zugeht, daß einige Menschen nicht fortkommen können, weil sie allzuklein oder allzudick sind, und andere, weil sie Schuhe machen wollen. Da holte er einen schwerbeladenen Wagen ein. Derselbe gehörte einer Truppe wandernder Komödianten, die zu Fuße nebenher gingen. Er machte Gesellschaft mit ihnen bis zu dem Orte, wo die Pferde gefüttert und Mittag gehalten ward. Sie reiseten, wie sie ihm erzählten, nach einem Städtchen, wo sie während des Jahrmarktes spielen wollten. Nur waren sie in großer Verlegenheit: denn ihre lustige Person hatte ein Fieber bekommen, und im letzten Nachtlager müssen zurückgelassen werden. Sie thaten unserm Anselm die Ehre zu glauben, seine Figur sehe komisch aus, und wollten durch ihn ihren Mangel vor der Hand ersetzen. Sie

gaben ihm Unterricht, und weil sie es ihm so leicht machten, und die Probe die im ersten Nachtlager in einem Zimmer mit ihm versucht ward, so ziemlich ablief: war er bereit, sich diese Rolle gefallen zu lassen, zumal da er gar keine andere Aussicht hatte.

Hier hinderte nun unsern Anselm nicht seine kleine Statur, noch sein runder Bauch; aber als er aufs Theater kam, war er zu furchtsam, seine Stimme zu schwach, und seine Gebärden nicht lustig genug. Er fand keinen Beyfall, und wäre beynahe ausgepfiffen worden. Die rechte lustige Person hatte sich nach einigen Tagen vom Fieber erholt, und kam zur großen Freude der Komödianten noch während des Jahrmarktes nach. Ein hohes und gnädiges Publikum des Städtchens bezeugte seinen lauten Beyfall. Anselm ward vergessen; und, da er die Stelle eines Lichtputzers, die eben vakant war, nicht annehmen wollte, ganz abgedankt.

Anselm mußte sich in sein Schicksal finden. Indem er voll Grillen über den Markt ging, sah er auf einem offenen Theater einen Marktschreyer ausstehen. Er verweilte sich Wundershalber vor der Bühne; um an der lustigen

Person, deren Einfälle mit wieherndem Gelächter aufgenommen wurden, zu sehen, was ihm selbst wohl fehlen möchte, um auf dem Theater Beyfall zu erhalten. Bald aber zog der Marktschreyer selbst seine Aufmerksamkeit auf sich. Dieser Kerl redete das unsinnigste Zeug; dennoch wurden seine Arzneyen sehr häufig gekauft, ob sie gleich für die Krankheiten die er nannte gar nicht helfen konnten. Anselm erschrak über diese Verblendung. Mit einmal gab ihm seine Klugheit, mit Hülfe seiner Einbildungskraft, den Gedanken ein: wenn die Leute ganz unwirksame und zwecklose Arzneyen so begierig kauften, so würden sie doch viel lieber solche kaufen, welche ihnen helfen könnten. Er baute hierauf die Hoffnung eines zwar kleinen aber doch sichern Auskommens, bis sich etwas Anständigeres fände. Sogleich legte er alles Geld an, welches er von seinem kurzen Komödiantenleben erübrigt hatte und von dem Reste seiner itzt verkauften Wäsche lösete, um einige wohlfeile Arzneyen anzuschaffen, die er auf verschiedene Art zweckmäßig mischte, und ihnen die Namen von Wunderpulvern und himmlischen Essenzen gab. »Die Welt will »betrogen seyn!« dachte er, »ich will sie we-

»nigstens nur im Namen, nicht in der Wir»kung betrügen. Es heißt im Grunde, den »Leuten einen wahren Dienst thun, damit sie »nicht von unwissenden Marktschreyern um »ihre Gesundheit gebracht werden.« Diese menschenfreundliche Betrachtung tröstete ihn über das Niedrige seines Unternehmens.

Er ging mit diesem Vorrathe nach einem andern Jahrmarkte an die Gränze einer benachbarten kleinen Grafschaft, worin er ihn gewiß den ersten Tag theuer zu verkaufen und auf die folgenden Tage schon mehr anzuschaffen meinte. Er miethete sich ein Pferd auf einen Tag, und bot so auf dem Jahrmarkte seine Arzneyen feil. Aber der Erfolg war ganz anders als er gehofft hatte. Er war kein Charlatan. Er konnte nicht genug schreyen und nicht Gesundheit genug versprechen. Er wollte die Kranken untersuchen. Das nahm Zeit weg, und schien den Leuten nicht wunderbar genug. Die Beschaffenheit der Arzneyen wußte er nicht künstlich genug zu verbergen. Der Eine schmeckte den Rhabarbar; der Andere roch den Kampfer. Dieß, meinten sie, könnten sie sich aus der Apotheke selbst holen, und brauchten dazu keinen reitenden Doktor. An-

selm hatte auch keine lustige Person, um das Volk heranzulocken. Es blieb also niemand bey ihm stehen, und er verkaufte den ersten Tag kaum so viel, um die Miethe des Pferdes zu bezahlen; und sah deutlich, daß er es nicht wagen dürfe, es auf den zweyten Tag zu miethen. Nachdem er sein Nachtlager bezahlt hatte, war abermal sein letzter Stüber ausgegeben; und es blieb ihm im eigentlichsten Verstande auf den folgenden Tag zur Nahrung nichts übrig, als einige Portionen Rhabarbar und Glaubersalz, die er nicht hatte verkaufen können.

Nun war also auch sein letzter Plan gescheitert, dessen Erfolg er für völlig sicher gehalten hatte, weil er seiner Meinung nach auf gemeinnützige Wohlthätigkeit abzweckte. Er ging, da seines Bleibens hier nicht mehr war, zum Thore hinaus, um seinem Unmuthe Luft zu machen, der nahe an Verzweiflung gränzte. Seine Thorheiten kamen ihm in dieser Gemüthsstimmung nicht zu Sinne, sondern nur seine mannichfaltigen Unglücksfälle und fehlgeschlagenen Plane, die er als eben so viele Unbilligkeiten des Schicksals gegen ihn betrachtete, ohne in Anschlag zu bringen, wie viel da-

von er selbst möchte veranlaßt haben. Er sagte sich: daß er doch viel Geschicklichkeiten erworben, daß er ein gutes Herz habe und sich keiner schlechten Handlung schuldig wisse; gleichwohl gehe alles was er unternähme, ohne seine Schuld, beständig den Krebsgang. Ihm fielen, in dieser schwarzen Laune, von seiner Jugend her verschiedene Dordrechtsche Lehren aus Braunii Doctrina Foederum im Kapitel de reprobatione ein; und — wie denn weltliche Menschen immer die heilsamsten Lehren der Dogmatik unrichtig anwenden — er betrachtete sich als reprobirt, als zum Unglücke prädestinirt, und glaubte es sey für ihn auch gar keine einzige Aussicht zum Wohlstande mehr übrig. Je mehr er um sich sah, fand er sich von aller Welt verlassen, hoffnungslos, in schrecklicher Einzelnheit; er, der doch ein besseres Schicksal verdient hätte, indeß die Reitheime, die Platter und andere Leute der Art schwelgten. Alles Unglück war nur über ihn verhängt! Was halfen ihm seine erlernten Kenntnisse, was half ihm sein weiches Herz, was seine guten Gesinnungen gegen alle Menschen? Er war verachtet, verlassen, unwiderbringlich unglücklich! Während er fortfuhr, über diesen schwarzen Gedanken zu brü-

ten, kam er unvermerkt in ein Wäldchen das immer dichter ward, und indem er in düsterer Betäubung fortging, stand er auf einmal vor einem ziemlich großen See. Er sah starr in den Spiegel des ruhigen Wassers. Der Ort war heimlich, und melancholisch die bis ins Wasser hangenden Weiden. Sein düsteres Sinnen über sein Unglück und über die Härte der Menschen, die ihn ganz verstießen, ging allgemach in Verzweiflung über. »Ruhe ist im Tode zu finden,« sagte er: »Ruhe werde mir in diesem stillen See!«

Stolz und weichliche Trostlosigkeit sind die gewöhnlichsten Ursachen des Selbstmordes. Diese kamen hier zusammen, und er war eben bereit ins Wasser zu springen; aber als er nochmals in den See hineinsah, kam er ihm so naß und so tief vor! Er schauderte, und trat einen Schritt zurück. Noch einen Augenblick wollte er warten. Die starre Verzweiflung lösete sich in laute Klagen über sein unabsehbares Unglück auf. Er raufte sich die Haare aus, schlug wüthend vor seine Brust, und zerriß dadurch das Bändchen um den Hals, an dem Sophiens Bild in seinem bloßen Busen hing; es fiel ihm in die Hand. Er blickte darauf, und fuhr noch

zwey Schritte zurück. Seine klagende Wuth verstummte. Er sah dieß holde, edle, leidende Gesicht! — Durch ihn war sie unglücklich gemacht; sie war unverändert gegen ihn, — und duldete! — »Sollte ich nicht auch dulden?« rief er aus: »könnte ich wohl Sophiens Lei»den vermehren, durch die Nachricht — von »meinem schimpflichen Tode! — Schrecklich! — »Nein! — Ich muß leben; denn meine To»despost würde Sophien noch unglücklicher ma»chen. — Das kann nicht, das muß nicht »seyn! — Ich will dulden, nach ihrem Bey»spiele, — muß dulden! — dulden alles Un»glück, wenn gleich unverdient! — Dulden das »Leben in dieser öden Welt, wo ich da stehe, — »unglücklich! Von jedermann verlassen! Ohne »Hülfe! Ohne Freunde! Hoffnungslos!»

Er starrte nochmal zurück, und schwieg einige Minuten. — »Hofnungslos?« fuhr er fort: »Habe ich keinen Freund? Da ist Phi»lipp, edler und besser als ich; da ist der Pa»stor in *** mein Wohlthäter!«

Er schwieg abermal eine Minute, und sagte leise zu sich selbst: »Nein! der ist nicht ganz »unglücklich zu nennen, der zwey wahre Freun»de hat; — er müßte denn ihrer ganz unwür-

»dig seyn. — Ja! das bin ich; und verdiene »mein Unglück!« — Er seufzte tief, und ein Strom von Thränen wahrer Reue stürzte aus seinen Augen.

Er setzte sich auf den Rasen, Sophiens Bild in der Hand, und benetzte es mit Thränen. Hierdurch bekam sein Herz Luft, und er gewann endlich so viel Besinnung, um zu fühlen, er müsse weder verzweifeln noch verzagen, und über seine Lage nachzudenken, und zu überlegen wohin er gehen und was er anfangen sollte. Zu Philipp, oder zum Pastor in ***? Er hätte sich bis dahin durchbetteln müssen. Und dann konnte ers auch nicht ertragen, diesen Freunden abermal beschwerlich zu fallen. Im Grunde hatte er aber noch eine Ursache, diese Freunde zu meiden, die er sich selbst kaum entwickelte. Es war ihm unerträglich, vor ihnen zu stehen, beladen mit der Nothwendigkeit ihnen die unverzeihliche Thorheit zu bekennen, die ihn in diese äußerste Stufe des Elendes durch eigne Schuld gebracht hatte. Aber wohin sonst sollte er sich wenden, in einem ihm unbekannten Lande, von allen Menschen verlassen? Das wußte er nicht. Indeß raffte er sich auf, und indem er Sophiens Bild-

niß mechanisch in seine Westentasche steckte, fühlte er etwas Hartes. Es war ein Konventionsthaler, der durch ein Loch in der Tasche ins Futter gefallen und daher nicht bemerkt worden war. Anselm staunte diese unvermuthete Hülfe an, und beschloß in dem nächsten Orte, wo es auch sey, die Wohlthat einer genügsamen Abendmahlzeit und eines ruhigen Lagers, sey es auch nur auf Stroh, zu genießen. Das Schicksal hatte es aber anders beschlossen und ihn einem schrecklichern Unfalle vorbehalten.

Fünf und dreyßigster Abschnitt.

Anselm findet unvermuthet einen Bekannten. Hoffnung der Einwohner einer gräflichen Residenzstadt.

Anselm ging mit einigem Muthe auf dem ersten Wege fort, auf den er bey dem Ausgange des Wäldchens traf; und gelangte am späten Nachmittage zu einem in der benachbarten kleinen Grafschaft gelegenen Flecken. Er hatte diesen Tag noch nichts gegessen, seine erste Frage war also nach dem Wirthshause. Er erstaunte nicht wenig, unter der Thüre desselben einen Bedienten der Signora Bellonia zu sehen. Er fragte, ob sie da wäre? Auf die Bejahung, gerieth er dermaßen in Zorn, daß er seinen Hunger vergaß. Erlittenes Unrecht und Wahrnehmung niederträchtiger Gesinnung konnten ihn, seinem Charakter gemäß, gleich aus der Fassung setzen. Er ging gerade in ihr Zimmer, um ihr zu sagen, was sie verdiente. Er erstaunte, Plattern bey ihr allein zu finden, mit Weingläsern auf dem Tische, beide halb berauscht.

Er brach in gerechte Vorwürfe aus gegen die Signora und ihren Helfershelfer; diese wurden aber nur mit Lachen und Hohnnecken aufgenommen. Platter schenkte ein Glas Wein ein, das Anselm, obgleich nüchtern und durstig, mit Unwillen verschmähte. Platter stand auf, nahm ihn bey der Hand, ob er sie gleich zurückzog, und sagte: »Sey kein Narr! die Sa»che ist nun vorbey. Ich will ganz aufrichtig »reden. Du hast gedacht wie wunderklug du »wärest, daß du eine alte Obligation, die ich »schon ganz vergessen hatte, an Philipp cedir»test, um mir fünftausend Speciesthaler wie»der abzujagen. Dieß konnte ich freylich nicht »hindern, und ich bewunderte dich in Gedan»ken, daß du pfiffiger warest als ich. Um dir »aber zu zeigen, Kamerad! daß ich doch noch »pfiffiger bin als du, machte ich einen Bund »mit dieser schönen Nymphe, um dir den größ»ten Theil wieder abzunehmen. Es that mir »leid, daß es nicht alles seyn konnte! Doch bin »ich auch nicht so arg, als du wohl denkst. »Ich hab's Dir genommen; ich will's Dir mit »Wucher wiedergeben. Das thut nicht jeder in »meiner Lage. Ich bin jetzt der Fratello dieser »schönen Schwester; denn der andere ist ab-

»gedankt. Wir wollen Dich zum zweyten »Bruder annehmen. Ich will Dir zeigen, wie »man die Gimpel fängt; Du aber sollst kein »Gimpel mehr seyn. Ich will Dich lehren, wie »man die Karten mischt, wie man das Buch »da abhebt wo man will, wie man Bilder »oder Nichtbilder mit den Fingerspitzen erkennt, »wie man jedes Blatt ganz unvermerkt zeich»net, und ein gezeichnetes Buch statt eines un»gezeichneten auf den Teppich bringt, wie man »die Volte mit Einer Hand schlägt, und wie »jedes Blatt rechts oder links fallen muß, so »wie man will. Dieß sollst Du von mir ler»nen; dann wollen wir mit Hülfe dieses Lock»vogels« — er schlug die Signora auf die Schulter — »schon die Gimpel ins Netz zie»hen, und dann sollst Du Dein Geld bald »wieder bekommen. Wir haben uns hier nur »ins Inkognito gezogen, um uns ein paar »Wochen gütlich zu thun. Morgen reisen wir »nach der Frankfurter Messe, da müssen wir »wieder nüchtern und ehrbar seyn.« Und hiemit brachten ihm beide nochmal das Glas zu, auf gute Brüderschaft!

Anselm wich voll Abscheu zurück, und rief aus: »Weil Ihr mich schändlich betrogen habt,

„will ich deßwegen nicht andere betrügen!“ Mehr andere Wahrheiten sagte er, eben so bitter zu hören. Der schon vom Weine erhitzte Platter fuhr wüthend auf unsern dicken Mann zu, ihn aus der Stube zu werfen. Dieser, dem der Unwillen die Kräfte verdoppelte, warf den Betrunkenen zu Boden. Platter raffte sich auf, griff nach seinem im Winkel stehenden Degen, und fuhr damit auf den unbewehrten Anselm zu. Diesem half seine kleine Statur, und seine obgleich seit der Universität nicht geübte Fechtkunst, um unter den Stoß zu schlüpfen, und Plattern auf den Leib zu kommen. Er wand ihm den Degen aus der Hand, und setzte sich in Defension. Platter, durch Zorn und Wein halb sinnlos gemacht, fuhr blindlings auf ihn zu, lief sich seinen eigenen Degen in den Leib, und fiel in seinem Blute ohnmächtig nieder. Signora Bellonia schrie im Sopran, der Wirth heulte im Tenor: Platter sey todt. Anselm ließ den aus Platters Leib gezogenen Degen fallen, und stand stumm in äußerster Betäubung da.

Man rief den Kontributionseinnehmer des Orts herbey, der als Perückenmachergeselle — und folglich als Barbier — durch Holland und

Brabant gewandert war. Er hatte die Bärte der Männer des Fleckens zu besorgen, und auch die vorfallenden Wunden, ausgenommen die Beinbrüche und Verrenkungen, welche der Scharfrichter kurirte. Dieser Äskulap untersuchte und verband die Wunde, und da er sie für absolut tödtlich erklärte; so ward Anselm gebunden ins Haus des Gerichtsdieners gebracht, dort auf die bloße Erde gelegt, und bewacht. Man setzte einen Krug Wasser und ein Stück grobes Brot neben ihn, welches er, weil die Hände zusammengeschnürt waren, nicht hätte nehmen können, wenn er auch gewollt hätte. Am folgenden Morgen ward er durch eine kommandirte Wache von acht bewaffneten Einwohnern des Fleckens, denen die übrigen aus Neugierde freywillig folgten, nach dem nicht weit entlegenen Residenzstädtchen der Grafschaft gebracht. Daselbst verhörte man ihn summarisch, und brachte ihn darauf ins Kriminalgefängniß, in ein unterirdisches Loch, wo er mit Ketten kreuzweise an die Mauer geschlossen ward.

Die Langeweile war seit undenklicher Zeit in dieser Residenz eingekehrt; Einer gähnte immer den Andern an. Der regierende Graf

und sein Hofstaat waren nicht gegenwärtig. Kein Geistlicher in der Stadt war wegen Kezzerey verdächtig, und keine Frau wegen Liebeshändel. Es war seit langer Zeit keine Feuersbrunst gewesen, und kein starker Hagel gefallen. Es war kein Kalb mit drey Füßen geboren worden, sogar war seit Menschengedenken niemand am Schlagflusse oder Überladung des Magens plötzlich gestorben. Man wußte also durchaus nicht, wovon man in den Zusammenkünften hätte reden sollen, wenn man auch vor argem Gähnen hätte dazu kommen können.

Nun war Anselms Mordthat, wie dieser Vorfall allgemein benennet ward, auf einmal eine unerschöpfliche Quelle der Unterhaltung. Alle Umstände wurden erzählt, und unzählige hinzugedichtet; man hatte täglich eine neue veränderte Nachricht, wovon das Hauptsächliche doch immer darauf hinauslief, daß Platter an seinen Wunden gestorben wäre, deren ihm das Gerücht wenigstens Zehen beylegte. Eine Menge Einwohner der Residenz wallfahrteten nach dem Flecken wo der Verwundete lag, und ob sie ihn gleich nicht zu sehen bekamen, kehrten sie immer mit der Nachricht zurück, daß

er eben verscheiden wolle; wenn er gleich den folgenden Tag noch lebte. Jedermann wollte den Mörder sehen. Die Leute drängten sich, wenn er ins Verhör geführet ward; und der Kerkermeister fand ein gutes Auskommen dabey, daß er täglich einige Stunden unsern armen dicken Mann einer Menge von Menschen jedem für zwey Stüber sehen ließ. Da mußte denn der arme Anselm über seine schweren Fesseln Anmerkungen hören; da entdeckten Kenner in seinem runden Gesichte und in seiner gutmüthigen Miene die Bosheit eines Mörders. Da ward in seiner Gegenwart von den Zuschauern gefühllos gestritten, wie bald er werde zur Tortur gebracht werden, weil er verstockter Weise den Mord noch immer leugnen wollte, und welche Art von Todesstrafe er wohl werde leiden müssen.

Das war mehr als die menschliche Natur ertragen konnte. Gram, Kummer, schlechte Kost und Lage, und vor allen die feuchte Luft des Gefängnisses machten, daß Anselm nach wenigen Wochen in ein Faulfieber verfiel. Dieß erregte die Besorgniß, er möchte vor Ausgang des Prozesses sterben. Es ward daher die einzige medicinische Person in der gan-

zen

zen Grafschaft zu ihm geschickt, indem der Leibarzt seit mehrern Jahren mit dem regierenden Grafen auf Reisen war, auf welchen die Einkünfte des Ländchens und noch etwas mehr in fremden Ländern verzehrt wurden. Dieser Mann war ein Chirurgus, etwas über vierzig Jahr alt, der weit in der Welt herumgereiset war, sich aber erst seit einem halben Jahre hier gesetzt hatte, und mit vielem Glücke praktisirte.

Sechs und dreyßigster Abschnitt.

Sorgfalt der gräflichen Regierung ein wichtiges Recht ihres Herrn zu erhalten. Neue. Unvermuthete Begebenheit.

Es war der gräflichen Regierung nicht zu verdenken, daß sie für das Leben ihres Gefangenen besondere Sorgfalt trug. Ein benachbarter Reichsstand machte dem Grafen die peinliche Gerichtsbarkeit und den Blutbann seit einiger Zeit streitig, und hatte deßhalb beym Kammergerichte zu Wetzlar einen Prozeß erhoben. Aber der Graf hatte zu deduciren gesucht, daß er in uneingeschränktem Besitze der Kriminal-Gerichtsbarkeit sich befinde, und von je her befunden habe. Es gab also ein jeder neuer Actus jurisdictionis, wenn ein Delinquent peinlich befragt oder justificirt ward, zwar eine neue Beschwerde für den Gegentheil, aber auch eine neue Bestätigung des dießseitigen Rechts. Daher war schwerlich daran zu gedenken, daß an unserm armen dicken Manne etwa das Begnadigungsrecht ausgeübt würde; denn bey den vielen Einwendungen die der Gegentheil

seit kurzem hervorgesucht hatte, kam die Gelegenheit gar zu erwünscht, abermal deutlich zu zeigen, man befinde sich in alle Wege im possessorio und werde sich keineswegs ins petitorium bringen lassen. Überdem hatte Signora Bellonia, die einzige bey der That gegenwärtige Zeuginn, von dem meuchelmörderischen Angriffe des Inquisiten auf ihren Bruder eine so umständliche und schreckliche Beschreibung gemacht, daß die gräfliche Regierung wohl einsah, der Inquisit werde, wenn die Sache verschickt würde, gewiß mit seinem Tode die Gerechtsame ihres gnädigen Herrn bekräftigen müssen. Daher war sie so sehr besorgt, daß ihn nicht eine Krankheit wegraffen möchte, ehe sein empfangenes Urtheil ein beweisendes Dokument zu dem großen Prozesse in Wetzlar werden könnte; um so viel mehr, da schon ein paar Male der Fall sich ereignet hatte, daß Gefangene die auf den Tod saßen, im Gefängnisse gestorben waren.

Der Chirurgus besaß, außer seiner Geschicklichkeit, noch menschenfreundliche Gesinnungen. Er erklärte gleich, die schlechte Luft des Gefängnisses und die harte Behandlung des Gefangenen wären die Ursachen der Krank-

heit; und wenn diese nicht abgestellt würden, müsse der Tod in wenigen Tagen erfolgen. Die Herren von der Regierung erschraken nicht wenig, daß sie selbst, ohne es zu denken, die gute Sache ihres gnädigen Herrn so sehr in Gefahr gesetzt hätten. Keiner von ihnen hatte anders gewußt, als daß ein auf Leib und Leben angeklagter Gefangener in einem unterirdischen Loche kreuzweis geschlossen auf feuchtem Strohe liegen müsse. Sie waren sehr verwundert, von dem neuen Chirurgus zu vernehmen, ein solcher Aufenthalt sey für die Gesundheit eines Gefangenen so schädlich, daß eine tödtliche Krankheit daraus entstehen könne, und Einige wollten es gar nicht glauben. Indeß brachte die Rücksicht auf den Prozeß in Wetzlar ein Paar vorsichtige Mitglieder der Regierung zu dem Rathe, der Sicherheit wegen lieber nachzugeben. Anselm ward in ein wohlverwahrtes, aber helles und trockenes Zimmer gebracht, ward in ein Bette gelegt, und bekam die verordnete Arzney, nebst der einem Kranken heilsamen Nahrung. Der Chirurgus trug für ihn die größte Sorgfalt, und in wenigen Tagen war die Lebensgefahr vorüber. Nun sorgte der menschenfreundliche Mann auch für

Kost die zu Erquickung und Stärkung des Gefangenen diente, und gab nicht zu, daß er aus dem gesunden Zimmer wieder weggebracht und geschlossen würde, wozu man nicht übel Lust hatte.

Doch für den armen Anselm war die Wiederherstellung seiner Gesundheit bis jetzt kein Glück. Wozu konnte ihm das Leben dienen, als einem schimpflichen Tode unvermeidlich entgegen zu gehen? Dieser Gedanken schlug ihn ganz nieder; denn er wußte aus den Verhören die falsche Anklage der Signora Bellonia gegen ihn; und der Kerkermeister, um ihm etwas Neues zu erzählen, berichtete ihm täglich, daß Platter ohne Hoffnung danieder liege.

Aber auch hier ward er durch seinen menschenfreundlichen Wundarzt getröstet. Platter hatte sich wirklich unter der Kur des Perückenmachergesellen so sehr verschlimmert, daß man endlich den Kunstverständigen holte. Nachdem dieser die Wunde untersucht, und die bisherige Kur ganz geändert hatte, erklärte er, daß sie gar nicht tödtlich wäre. Ja, er konnte nach wenigen Tagen Anselmen die Nachricht bringen, der Verwundete sey außer aller Gefahr.

Anselm hätte sich darüber freuen sollen; aber sein Leben war ihm gleichgültig. Er saß in stummer Betrübniß da. Alle seine Fehler erschienen ihm jetzt im widrigsten Lichte, und er ward ganz trostlos. Sein menschenfreundlicher Arzt suchte ihn durch die Bemerkung aufzurichten: wenn er auf seinem Gewissen keine Laster habe, deren Folgen gar nicht wieder gut zu machen wären; so solle er sich beruhigen. Es müsse niemand verzweifeln, der noch Willen und Kraft habe sich zu bessern; und so fügte er mehreres hinzu, was ihm das Vertrauen des höchstniedergeschlagenen Gefangenen erwarb. Der reuige Anselm erzählte ihm nun, auf Verlangen, summarisch die Hauptbegebenheiten seines Lebens. Er schonte sich selbst nicht; aber er nannte keine Namen und Orte, weil er seine Freunde schonen wollte. Doch verhehlte er nicht Platters zwiefaches Unrecht gegen ihn und die gerichtlichen Verläumdungen der Signora Bellonia.

Er beschloß seine Rede: »Sie sehen, ich »habe nichts begangen, was den Gesetzen nach »ein Verbrechen heißen würde; aber in mei»nem eigenen Gewissen klage ich mich als ei»nen Verbrecher an. Ich habe die Asche mei-

»ner guten Ältern durch meine Verschwendung »und durch den daraus entstandnen Bankerott »geschändet. Ich habe eine edle Frau, die »mich glücklich machen wollte, unwiderbring»lich unglücklich gemacht. Mein ansehnliches »Erbgut vergeudete ich unter schlechten Leuten, »statt es zu meinem Besten zu brauchen und »Andern dadurch wohlzuthun, so wie meine »Ältern thaten. Die edle Hülfe meines wah»ren Freundes war vergeblich, wegen meiner »unverzeihlichen Thorheiten, die mich endlich »an den Bettelstab und bis in dieß Gefäng»niß brachten. Ich habe ihm seitdem keine »Nachricht von mir gegeben. Auf welche Art »hätte ich ihm mein Vergehen melden sol»len? Ich hätte mich todt schämen müssen! »Ich bin auch der Hülfe eines Freundes ganz »unwürdig! Ich war, das sehe ich itzt, immer »ein elender Egoist, der jede edle Gesinnung »verächtlichen sinnlichen Genüssen aufopferte, »dem Dankbarkeit und Wohlthun fremd wa»ren. Was bleibt mir übrig? Gesetzt, ich wür»de aus diesem Kerker befreyet; so bin ich ja »von den gemeinsten Bedürfnissen des Lebens »entblößt. Gesetzt, man wollte mir aufhelfen, »so werde ich mir selbst nie vergeben können,

»daß ich so thöricht, so seelenlos handelte. »Gewissensbisse werden mich beständig foltern; »und dabey die Furcht, daß jeder erste Anfang »zu einer bessern Lage mich vermöge meines »Leichtsinns wieder zum Thoren und endlich »noch zum lasterhaften Menschen machen wer»de; denn nun hab' ich allen Glauben an mir »selbst verloren. Hätte ich auch den Willen »zu guten Entschlüssen; so werde ich keine »Kraft zu ihrer Ausführung haben. Ich wer»de immer ein elender Mensch seyn; und es »wäre besser, ich stürbe, ehe ich ein schlechter »Mensch werde.«

Der Arzt hörte diese Rede mit einer Thräne im Auge. Er nahm Anselmen bey der Hand die er sanft drückte, und sagte tiefseufzend: »Mein Freund, Sie müssen nicht ver»zagen! Wer sich bessern will, ist kein schlech»ter Mensch, und wird es nicht werden, wenn »es nur mit der Besserung Ernst bleibt. Das »Elend aber ist der wirksamste Weg sich zu »bessern, für einen leichtsinnigen Menschen, »der nicht seinem Verstande und dem guten »Rathe rechtschaffener Freunde hat folgen wol»len. Danken Sie Gott, daß Sie so früh elend »geworden sind! Sie haben noch den größten

»Theil Ihres Lebens vor Sich, wo Sie durch »gute Handlungen Sich und Andere glücklich »machen können.«

»Soll ich offenherzig gegen Sie seyn? Ich »will es; denn es wird Sie trösten! Sie se- »hen hier einen Sünder vor sich, älter als »Sie, und der sich weit mehr vorzuwerfen hat. »Meine Ältern waren wohlhabend. Ich war »ihr Liebling. Ach, wie schlecht hab' ich ihre »Liebe belohnt! Sie ließen mich die Wund- »arzney lernen. Als ich ausgelernt hatte, das »heißt, da ich noch nichts wußte, war ich schon »stolz; denn meine Kunst war mir allzugering. »Ich wußte nicht recht, was ich wollte; aber »um nur ins freye Leben zu kommen, sagte »ich, ich wolle Medicin studiren. Mein Vater »wendete auf der Universität viel Geld an »mich; aber, statt zu studiren, verschwendete »ich. Endlich sollte ich promoviren. Mein »Vater schickte das Geld dazu; ich war unsin- »nig genug, den größten Theil davon zu ver- »spielen, und den Rest in schlechter Gesellschaft »durchzubringen. Meine Promotion, die mich »hätte zum Manne machen können, ging nicht »vor sich; denn mein Vater war nicht im »Stande, das Geld noch einmal zu schicken.

»Ich Elender achtete das nicht; ich ward im-
»mer fühlloser, je mehr ich mit schlechten Leu-
»ten vertraut ward.«

»Man suchte gegen das Ende des sieben-
»jährigen Krieges alle junge Chirurgen auf.
»Ich diente in Feldhospitälern, und lebte sorg-
»los. Mein gütiger Vater unterstützte mich
»auch da noch. Ich Elender fragte nicht, ob
»er sich selbst etwas entzöge?«

»Nach dem Frieden schwärmte ich noch an-
»derthalb Jahre herum, und lebte wie ich
»konnte. Ich kam hierauf zu meinem Vater
»zurück, und fand ihn in bedrängten Umstän-
»den. Gleichwohl lag ich ihm zur Last, und
»brachte meine Zeit in Müssiggang zu. Was
»kümmerte mich Elenden Vater, Mutter und
»Geschwister! — Endlich dachte ich, alles zu
»verlassen, nach Amsterdam zu Fuße zu gehen
»und in Ostindien mein Glück zu suchen.
»Denn von großem Glücke das noch kommen
»müßte, träumte ich immer, weil ich ein Egoist
»war, so wie Sie ehemals, weil ordentlich zu
»arbeiten mir unerträglich fiel, wie Ihnen,
»weil ich sinnliche Vergnügungen, und aufrich-
»tig zu reden, schlechte Vergnügungen bis auf
»den letzten Tropfen genießen wollte.«

«Ach, wie ganz anders fand ich es, da ich »erst in der Fremde mir selbst überlassen war! »Einzeln, ohne Beystand, sah ich, daß jeder »Mensch der Hülfe Anderer bedarf; also bil»lig nicht bloß auf sich sehen, sondern auch »bedacht seyn muß, Andern so viel er kann zu »helfen. Ich habe mehrere Welttheile durch»reiset. Äußerster Mangel und das bitterste »Elend haben mich endlich weise, frugal, arbeit»sam gemacht. Dadurch kam ich zu einem an»ständigen Auskommen, verlor aber mein Ver»mögen wieder durch falsche Freunde, durch »Übereilung, durch Unglücksfälle, und kam zu»letzt zurück in mein Vaterland entblößt von »allem.»

»So hat die harte Schule des Elends mich »zum bessern Menschen gemacht; hat mich aber »auch gelehrt, mit Elenden Mitleid zu haben. »Ich bin in meiner jetzigen Lage über mein »Verdienst glücklich, und Sie sollen von mir »nicht hülflos gelassen werden. Sie haben, »wie ich merke, doch etwas gelernt, wodurch »Sie Sich forthelfen können, zumal in dieser »Gegend, wo wohlfeil zu leben ist, und ächte »medicinische Kenntnisse selten sind. Mein »Freund! Wer Geschicklichkeit und gute Ge-

»sinnungen hat, wird davon nie verlassen; »wohl aber vom Reichthume: das hat mich »Erfahrung gelehrt!«

»Sie brauchen freylich einige Ausstattung, »um wieder als Arzt zu erscheinen. Seyn Sie »ruhig deßhalb; auch daran soll es Ihnen nicht »fehlen. Als ich auf Reisen ging, in der thö»richten Hofnung mein Glück zu machen, ei»gentlich aber, um ungebunden nnd nach mei»nem Sinne zu leben, war ich von allem ent»blößt. Mein guter Vater, der selbst schon »in kummervollen Umständen war, strengte sich »meinethalben über seine Kräfte an; denn ich »war der Liebling meiner schon kränklichen »Mutter, die wohl merkte, daß sie mich nie »wieder sehen würde. Ich Elender! Es war »vom Altare genommen! Ich fühlte nicht, daß »ich meinen Ältern wehe that, daß ichs mei»nen übrigen Geschwistern entzog: meiner »Schwester die eine gute Heurath verfehlte, »weil mein Vater, zum Theil durch meine Ver»schwendung, sein Vermögen den Gläubigern »übergeben mußte; meinem Bruder, der noch »ein Kind war, und an den nichts gewendet »werden konnte, da an mich Unwürdigen so »viel vergeblich war weggeworfen worden!»

»Dieser Bruder, dem sein Vater nichts ge-»ben konnte als seinen Segen, und nothdürf-»tigen Unterricht im Lesen und Schreiben, der »noch als ein Kind durch Handarbeit beytrug »seine Ältern ernähren zu helfen, hat sich durch »ununterbrochenen Fleiß Treue und Geschick-»lichkeit, durch ununterbrochene gute Aufführ-»rung selbst durch die Welt geholfen. Er ist »mein zweyter Vater geworden, nachdem mei-»ne Ältern vor Kummer starben. Er hat mir »das Kapital geschenkt, um hier die Barbier-»stube zu kaufen, die das Recht giebt, die »Wundarzney auszuüben; und er richtete mei-»ne ganze Haushaltung ein. Er lebt, obgleich »reich, immer noch auf einem eingeschränkten »bürgerlichen Fuße; aber er hat jährlich eine »beträchtliche Summe ausgesetzt, um neuen »Anfängern zu helfen. Sie haben einen Freund, »und also sind Sie nicht verlassen, sobald Sie »Sich ihm entdecken; aber Sie sollen auch An-»theil an der Hülfe meines Bruders haben, »oder ich müßte seine edle Gesinnung nicht »kennen. Er ist ein reicher Kaufmann in »Elberfeld.« — —

Anselm starrte auf. Er hatte gleich bey Erzählung der edelmüthigen Hülfe des Bru-

ders mehrmal an seinen Freund Philipp gedacht, dem er seit Düsseldorf nicht mit einem Worte Nachricht von sich gegeben hatte. Der Wundarzt war Philipps älterer Bruder: eben derjenige, der als Schiffschirurgus zur See ging, zu der Zeit als Anselms Vater den verlassenen Waisen in sein Haus aufnahm. Anselm hatte den Namen des Mannes nicht gewußt; denn man nannte ihn im Gefängnisse bloß den Doktor.

Philipp erfuhr nun gleich von seinem Bruder die unglückliche Lage Anselms. Er kam nach wenigen Tagen selbst, und gab seinem Freunde zuerst einen freundschaftlichen Verweis, daß er ihm nicht ein einzigmal geschrieben, und ihn dadurch ganz außer Stand gesetzt hatte, ihm eher zu helfen. Er schilderte ihm die ängstliche Ungewißheit, worin er wegen seines Schicksals gewesen. Doch es war jetzt nicht viel Zeit zu Verweisen; Philipp war thätig zum Besten seines Freundes.

Er befreyete ihn vorläufig durch Bürgschaft aus dem Gefängnisse. Dieß fand wenig Schwierigkeit. Platter hatte, in der Meinung, er müsse sterben, einen Geistlichen verlangt, um sich zu bekehren. Demselben beichtete er in der Todes-

angst alles Unrecht, das er Anselmen angethan hatte, und widerlegte die falsche Anklage der Signora Bellonia, weil er diese Person nicht mehr zu brauchen glaubte, da er nun bald in den lieben Himmel einzugehen dachte. Der Geistliche fand sich also im Gewissen verbunden, für Anselm zu zeugen. Da nun in der Folge der Wundarzt Plattern völlig heilte, und Philipp alle Sporteln bezahlte: so war endlich gar kein Vorwand mehr da, den Gefangenen nicht völlig loszusprechen.

Die gähnenden Einwohner der gräflichen Residenzstadt hatten zwar noch ein Paar Wochen lang Stoff zum Sprechen von diesem wunderbaren Ausgange der Sache; aber sie verloren ungern das Schauspiel einer Hinrichtung, welches ihnen einige Monate lang zur Unterhaltung würde gedient haben. Die gräfliche Regierung sorgte jedoch für sie, und zugleich für die Rechte ihres gnädigen Herrn. Die falsche Aussage der Signora Bellonia gab eine gute Veranlassung, sie nebst ihrem Mitschuldigen Platter einzuziehen. Die Summen Geldes, die man bey ihnen fand, wurden zu den Sporteln eines Krimininalprozesses mehr als hinlänglich befunden; daher ward er auch

in größter Strenge angestellt. Weil es an Gelde nicht fehlte: so konnte man wegen des vorherigen Lebens der beiden Inquisiten nach Köln, nach Aachen und nach noch entferntern Orten schreiben. Da erfuhr man denn so mancherley Betrügereyen und Missethaten, daß der Prozeß sehr ernsthaft ward. Die gräfliche Regierung verschickte die Akten, und hatte die beste Hoffnung, beym Kammergerichte zu Wetzlar durch ein paar neue Thatsachen deduciren zu können, daß ihr gnädiger Herr im unstreitigen Besitze des fraißlichen Gerichts sey, zu gleicher Zeit aber auch den Einwohnern der gräflichen Residenz ein Schauspiel zu geben, dessen sie schon ein paar Male durch die Beschaffenheit der Kriminalgefängnisse waren beraubet worden.

Sie

Sieben und dreyßigster Abschnitt.

Veränderte Reise. Unvermuthete Vorfälle mancherley Art.

Anselm ward von seinem großmüthigen Freunde Philipp mit Wäsche, Kleidern und Gelde versehen, unter der einzigen Bedingung, die er schon seinem Bruder gemacht hatte, daß er ihm nicht danken sollte. Alle Bedingungen würde Anselm erfüllt haben, nur diese nicht; denn sein Herz dankte ihm und der Dank strömte in seine gerührten Augen über, wenn gleich der Mund schwieg.

Sie standen eben im Begriffe nach Elberfeld abzureisen. Da bekam Philipp einen Brief von Köln, worin ihm Frau Sophie meldete, daß ihr Mann gestorben sey. Er hatte sich in der letzten Zeit sehr dem Trunke ergeben, wobey der Advokat Hiffer, der seit einiger Zeit seine Freundschaft noch mehr gesucht hatte, sein treuer Kamerad gewesen war; sein Tod war plötzlich erfolgt. Die gute Frau sah sich also von einem großen Übel erlöset; aber es schien, als ob das Schicksal sie zu noch fast

größern Übeln aufbehalten hätte, wie wir gleich weiter vernehmen werden.

Anselm und Philipp hielten sich nur noch in der gräflichen Residenz auf, um sich in Trauer zu setzen; und es ward beschlossen, anstatt nach Elberfeld, lieber gleich nach Köln zu reisen. Anselm, obgleich jetzt sehr bescheiden, konnte doch nicht umhin, ingeheim Hoffnungen zu schöpfen. Jetzt war es wenigstens möglich, zu Sophiens Besitze zu gelangen und den höchsten Gipfel seines Glücks zu ersteigen, weil er sie innig liebte. Aber konnte er sie auch noch glücklich machen? War er noch ihrer würdig? Sollte sie ihn wohl wählen, ihn, dessen öftere Vergehungen ihr nicht verborgen geblieben waren? — Diese Fragen beunruhigten ihn. Er sah alle Fehltritte seines thörichten Lebens so sehr in ihrer wahren Gestalt, daß er selbst glaubte, sie könne diesen Schritt nicht thun. Und gesetzt, es sey möglich, daß er dennoch der Ihrige würde; wie wenn er denn wieder eine Thorheit oder Unbedachtsamkeit beginge, die sein ganzes häusliches Glück umstürzte? Alsdann würde er auch das Glück dieser edlen Frau umstürzen! Er erlag unter dem Gedan-

ken, daß dieß geschehen könne; und gleichwohl sah er ein, es würde dazu nichts mehr als eine einzige von den Unbedachtsamkeiten gehören, deren er schon so manche begangen hatte.

Philipp, der einen Theil seiner Gedanken errieth, tröstete ihn wegen der Gesinnungen Sophiens gegen ihn durch die Versicherung, sie würden gewiß unveränderlich seyn. In Absicht der eigenen Gesinnungen unsers dicken Mannes aber las ihm Philipp zum ersten Male eine recht derbe Sittenlehre. Anselm stimmte so sehr mit ein, beschuldigte sich selbst so sehr, verzweifelte selbst so sehr an seiner Festigkeit in guten Entschlüssen, daß Philipp ihn nun wieder aufzurichten suchte. »Du wirst,« fügte Philipp hinzu, »nicht wieder eine Thor»heit begehen, die dich unglücklich macht. Da»für bürgen mir theils Dein ausgestandenes »Elend, das Dich vorsichtiger machen wird, »noch mehr aber Deine Liebe zu Sophien. »Der Mensch, der einzeln steht, und nur auf »sich selbst siehet, kann leichtsinnig seyn und »Thorheiten begehen; denn er nimmt es allen»falls über sich, die Folgen zu ertragen, wenn »er sie gleich nicht vorher bedenkt. Aber ei»nem andern die Folgen seiner Thorheiten auf-

»zubürden, widersteht jedem, der nicht ganz »verworfen ist. Daher hat die Vorsicht ver»ordnet, daß sich Mann und Weib lieben sol»len, damit sie beide weiser und dadurch glück»licher werden.«

Sie kamen in Köln an. Sophie empfing sie viel ernsthafter als sie gedacht hatten. Die schöne Wittwe erröthete als Anselm unvermerkt in ihr Zimmer trat. Sie umarmte ihn zwar, nach einem augenblicklichen Bedenken, als ihren nächsten Verwandten; aber es war etwas Feyerliches und sehr Zurückhaltendes in ihrem Wesen. Die kurze Zeit die erst seit dem Tode ihres Mannes verstrichen war, der Wohlstand, die Pflichten gegen ihre Kinder, die Ungewißheit und die Wichtigkeit der Schritte, welche sie würde thun müssen, und die sie zum Theil dunkel ahnete, alles mochte dieß wohl hervorbringen. Anselm aber legte es anders aus, und die Hoffnung, die er unter Weges geschöpft hatte, verlor sich beynahe ganz; selbst Philipp ward wegen ihrer Gesinnungen etwas irre.

Es fanden sich, wie es bey Sterbefällen geht, mancherley Dinge im Hause anzuordnen und in Richtigkeit zu bringen, zumal da die

Kinder noch minderjährig waren. Am Tage nach Anselms und Philipps Ankunft empfing Frau Sophie aus Linnich an der Roer die gerichtlich vidimirte Abschrift des Testaments, welches ihr Mann im ersten Jahre ihrer Verheurathung daselbst bey den Gerichten niedergelegt hatte. In demselben war sie zur einzigen Erbinn seines ganzen Vermögens eingesetzt, und ihren Kindern bloß das Pflichttheil vermacht. Sie sollte auch einzige Vormünderinn der Kinder seyn, in allem Herr von dem ganzen Vermögen und dessen Anwendung bleiben; allen gerichtlichen Formalitäten war in diesem Testamente möglichst vorgebaut, und niemand sollte von ihr Rechenschaft fordern dürfen.

Frau Sophie sah in diesem Testamente nur die wichtigen Pflichten die es ihr in Ansehung ihrer Kinder auferlegte. Sie zog ihren Freund Philipp zu Rathe, wie eins und das andere am besten möchte einzurichten seyn. Bey den Berathschlagungen darüber war nichts von einer Zuneigung gegen Anselm zu merken, sondern bloß die Sorge für ihre Kinder. Sie war noch immer ungewöhnlich zurückhaltend,

und äußerte, das Herz sey ihr schwer von Ahnung irgend einer unglücklichen Begebenheit. Philipp, der dem Wohlstande und der mütterlichen Vorsorge für ihre Kinder alle Gerechtigkeit wiederfahren ließ, gab doch auch die Aussicht für Anselm noch nicht ganz auf. Anselm selbst aber verlor allgemach die Hoffnung; denn Frau Sophie war gegen ihn ungewöhnlich zurückhaltend und in sehr trüber Stimmung.

Sie hatte auf Philipps Rath einen Rechtsgelehrten in Köln zum Beystande genommen. An dem Tage, da dieß bekannt ward, bekam sie einen Besuch von dem Doktor Hiffer. Dieser sagte ihr: »Er höre mit einiger Befrem»dung, daß sie sich einen rechtlichen Beystand »erlesen und durch denselben dem Waisenge»richte ein Testament habe übergeben lassen, »welches ihr verstorbener Mann angeblich vor »mehrern Jahren in Limnich solle gemacht »haben. Er wolle nicht untersuchen, ob es »mit diesem Testamente seine Richtigkeit habe. »Genug, es sey ungültig; denn ihr sel. Mann »habe vor wenigen Monaten in einem zwey »Meilen entlegenen Städtchen ein Testament »gerichtlich niedergelegt, worin alle vorige Ver-

»ordnungen dieser Art widerrufen wären. Dieß »wisse er um so viel gewisser, weil ihr sel. »Herr zur Besorgung der Wohlfahrt seiner »Kinder in diesem letzten Willen, ihn zum ein»zigen Vormunde ernennet und dieß ihm münd»lich selbst gesagt habe.«

Nichts glich dem Schrecken der schon so betrübten Witwe bey diesem ganz unvermutheten Vorfalle. »Ach!« rief sie aus: »Mei»ne bange Ahnungen fangen an einzutreffen!« Auch Anselm und Philipp waren nicht wenig bestürzt. Es blieb indeß nichts übrig als sich an dem angezeigten Orte nach dem zweyten Testamente zu erkundigen. Es lag wirklich dort. Zu Eröffnung desselben ward ein kurzer Termin angesetzt. Der Inhalt erfüllte alle Anwesende, außer Hiffer, mit Erstaunen.

Nicht nur widerrief der Verstorbene in diesem gerichtlich niedergelegten Testamente alle vorigen Willensverordnungen die er könnte gemacht haben, und namentlich das zu Limnich niedergelegte Testament, welches er für ungültig erklärte; nicht nur setzte er den Prokurator Hiffer, den er seinen treuen und bewährten Freund nannte, zum einzigen Vor-

munde über seine Kinder ein, der ohne jemand Rechenschaft abzulegen, für derselben Wohl nach seiner besten Einsicht sorgen solle. Der Verstorbene machte auch in diesem Testamente seiner Frau Vorwürfe, wegen ihrer, wie ers nannte, ungebührlichen Zuneigung zu ihrem Vetter Anselm; welcher, wie er sagte, schon manches Mißvergnügen zwischen ihnen zu erregen gesucht habe. Aus Vorsicht, daß diese Neigung seiner Frau nicht seinen Kindern schaden möge, ließ er ihr den bloßen Nießbrauch seines Vermögens bis zur Volljährigkeit der Kinder, welche alsdann jedes seinen Theil der Hälfte erben sollten; doch auch jenes nur unter der ausdrücklichen Bedingung, daß seine Witwe seinen treuen Freund Hiffer heurathe, dem der größte Theil ihrer Hälfte erblich zufallen solle, im Falle sie vor ihm stürbe, das Übrige aber den Kindern. Wollte sie hingegen, sagte der Erblasser, nach ihrer ihm schon bisher gezeigten verkehrten Neigung, diese Heurath in Jahresfrist nicht eingehen: so solle sie mehr nicht als hundert Gulden erben, die Kinder sollten bloß das Pflichttheil haben, und Hiffer sollte sogleich Erbe des ganzen Vermögens seyn.

Ob die rechtschaffene Frau Sophie nach Vorlesung dieses Testaments mehr erschrocken oder mehr indignirt gewesen, möchte schwer können entschieden werden; und wir wollen daher keinem unserer Leser und Leserinnen in ihrer Meinung hierüber vorgreifen.

Acht und dreyßigster Abschnitt.

Veranlassung beider Testamente. Frau Sophiens Entschluß.

Es ist ein eigenes Ding, daß ein Verstorbener in seinem Testamente nach seinem Tode redet. Denn oft begiebt es sich, daß, ehe es mit dem Testamentmacher zum Sterben kommt, sich nicht nur wesentliche äußerliche Umstände, sondern auch wohl seine eigene Gesinnungen geändert haben. Dann möchte er sich gern mit seiner Rede nach dem Tode auf den kalten Mund schlagen. Dieß begegnet auch klugen Leuten; und so begegnete es Sophiens Manne, der, was Geld und Geldes Werth betrift, gewiß keiner der Dümmsten war. Über Geld und Geldes Werth handeln aber doch jetziger Zeit gewöhnlich die Testamente; denn, seine Seele dem lieben Gotte zu vermachen und den Leib der Erde, ist aus der Mode gekommen; und wenn ein jetztlebender neuer Eudamidas seine verlassenen Kinder seinem Freunde vermachen wollte: so würde er sicherer handeln, wenn er es lieber durch Schenkung unter Lebendigen thäte.

Das erste Testament zu Limnich war eine Folge nicht nur der großen Weltklugheit, womit Sophiens Mann begabt war, sondern auch des ersten Feuers der Liebe zu ihr. Er liebte sie wirklich bey der Heurath recht inbrünstig; denn er liebte ihr Geld über alle Maaßen, welches ohne ihre Person nicht zu erlangen war. Damals glaubte er, es müsse ihr ein ansehnliches Vermögen zufallen, und zwar bald; denn er traute es Meister Anton nicht zu, daß er unverschämt genug seyn werde, noch lange zu leben. Alsdann hätte sie, seiner Meinung nach, wohl die Hälfte des Vermögens hoffen können; aufs wenigste das Drittel: denn Meister Anton hielt sie ja wie sein eigenes Kind. Nun ging seine Sorgfalt dahin, sich des ganzen Genusses dieser reichen Erbschaft zu versichern, im Falle etwa seine Frau vor ihm mit Tode abgehen sollte, welches er ganz gleichgültig würde angesehen haben, sobald nur dieser Tod nicht vor Meister Antons Ableben erfolgte. Zu diesem Behufe dachte er ganz schlau aus, dieses seiner Frau sehr vortheilhaft scheinende Testament zu errichten. Er vermachte ihr hiedurch im Grunde nur sehr wenig; denn damals war sein

Vermögen noch äußerst unbeträchtlich. Das Feine bestand darin, daß er durch dieses Zeichen der Liebe und des Vertrauens seine gute Frau zu bereden suchte, unter eben dem Datum auch ihr Testament zu machen, worin sie ihn mit gleichen Vorzügen zum allgemeinen Erben ihres künftigen Vermögens einsetzte, das er sehr viel höher anschlug als sein eigenes, und wovon er sehr guten Gebrauch zu machen dachte, wenn nur erst Meister Anton und nach ihm Frau Sophie gestorben wären.

Der Mann war also, wie man sieht, sehr weltklug; doch übertraf ihn in dieser nützlichen Eigenschaft noch der Prokurator Hiffer. Dieser war Doktor beider Rechte, und verband mit der allgemeinen Klugheit, welche so nöthig ist um sich durch die verwirrten Welthändel empor zu winden, auch noch die Klugheit, welche die Kenntniß beider Rechte den Klugen an die Hand giebt. Die Rechte sind nicht, wie manche Tölpel wohl meinen, zum Besten der verlassenen Wittwen und Waisen oder der ruhigen unbekümmerten Bürger geschrieben; sondern eigentlich, wie eine bewährte Rechtsregel sagt: zum Besten der Klugen und

Wachsamen *). Wenn nun das größte Recht das größte Unrecht ist, wie ebenfalls eine bewährte Rechtsregel versichert **): so erhellet noch deutlicher, daß Doktor Hiffer beide Rechte deßwegen theoretisch sehr gründlich studirt hatte, um das größte Recht praktisch mit allen seinen Feinheiten recht kräftig ausüben zu können, wenn es nämlich zu seinem und allenfalls auch zu seiner Klienten Nutzen gereichte.

Er fand hierin seinen Mann an dem Ehegatten der Frau Sophie. Aus einem paar kaufmännischen Rechtshändeln, die derselbe ihm zu besorgen auftrug, sah er genugsam ein, daß sie beide vom Nutzen des höchsten Rechts gleiche Begriffe hätten. Dieß brachte eine nähere Verbindung zwischen ihnen zuwege, die jeder zu seinem besondern Vortheile zu lenken dachte. Hiffer faßte den Gatten Sophiens bey seiner Liebe zum Weine, und holte ihn unterm Trinken über manches aus, das er einmal zu brauchen dachte.

So erfuhr er auch von ihm, daß er mit seiner Frau in schlechtem Vernehmen lebte. Denn nachdem Meister Anton gestorben war,

---

*) Jura sunt scripta vigilantibus.

**) Summum jus, summa injuria.

ohne Sophien etwas zu vermachen, ward diese von ihrem Manne herzlich gehasset, welcher für gut fand, seinen Haß auch bis auf seinen Vetter Anselm auszudehnen, dessen Unverschämtheit er sonder Gleichen fand, seines Vaters Vermögen zu erben; denn das von dem Vater erborgte Kapital, welches Anselm nach dessen Tode seinem erbschaftsbegierigen Vetter schenkte, hielt dieser für gar keinen Ersatz desjenigen, was ihm seiner Meinung nach entzogen ward.

Dieser Haß zeigte sich noch deutlicher gegen beide, seitdem Frau Sophie unschuldiger Weise ihren verlassenen Vetter aufgenommen hatte; und er ihn in seinem Hause erblicken mußte. Er konnte gar nicht begreifen, wie seine Frau einen Menschen wie Anselm nicht aufs bitterste hassen konnte, der an ihrer Statt geerbt hatte.

Hiffer dachte wohl selbst nicht, daß ihm die beym Trunke eingesammelten Nachrichten von dem schlechten Vernehmen in Sophiens Hause, einmal sonderlich nützen könnten. Es war aber seine Art, die Leute schwazzen zu machen, und sie, was es nun war, von sich selbst erzählen zu lassen, weil er sie da-

durch immer einigermaßen in seine Gewalt bekam. Daher hatte er in Düsseldorf, wo er unsern dicken Mann traf, die Rede auf Sophien gebracht, um auch von der andern Seite zu hören, wie die Sache eigentlich stehe. Da erfuhr er dann durch die Reden des offenherzigen unbedachtsamen Anselms mehr als er vermuthet hatte. Besonders war ihm die unvorsichtig eröffnete Nachricht, daß Anselm Sophiens Bildniß habe geschenkt bekommen, sehr viel werth. Er fühlte gleich dunkel, eine solche Nachricht müsse zu etwas zu brauchen seyn. Da nun nachher der Verlust Anselms bey der Signora Bellonia hinzukam, der in ganz Düsseldorf großes Aufsehen erregte: so ward ihm der Plan, den er machen könnte, noch etwas deutlicher, und er brachte ihn auf seiner Rückreise in seinem Kopfe völlig in Ordnung.

Zuförderst nahm er Gelegenheit, als ob es ganz von ungefähr käme, in Frau Sophiens und ihres Mannes Gegenwart, gleichsam voraussetzend sie wüßten es schon, zu bedauren, daß ihr Vetter Anselm so ganz sinnlos gehandelt habe, sich in eine lüderliche Sängerinn zu verlieben, bey ihr sein ganzes Vermögen zu

verspielen und mit ihr nachher heimlich durchzugehen. Diesen letzten Umstand dichtete er aus guten Ursachen hinzu; denn ihm war daran gelegen, daß Sophiens Zuneigung zu Anselm keine Hinderniß des von ihm entworfenen Planes werden möchte.

Er hatte gleich darauf gerechnet, daß diese unvermuthet gehörte Nachricht auf Sophien Wirkung thun müßte. Dieß traf auch ein. Sophie erschrak über die Nachricht, und wollte anfänglich gar nicht glauben, daß Anselm fähig seyn könnte, mit einer lüderlichen Person durchzugehen. Da es aber Hiffer mit mehrern Umständen bestätigte, und versicherte, ganz Düsseldorf wisse es; so konnte sie den Strom ihrer Thränen nicht zurückhalten. Darüber ward sie von ihrem Manne übel angelassen. Sie entschuldigte sich damit, daß sie das unvermuthete Unglück ihres nächsten Verwandten nicht gleichgültig anhören könne. Hiffer lächelte bedeutend bey Anführung dieser Ursache; so daß es der Mann bemerken mußte. Er hatte nachher bald Gelegenheit, in einer Unterredung bey der Flasche das Gespräch wieder darauf zu bringen, und da fing er an, zu Ausführung des

von ihm entworfenen Plans die unschuldigste Sache zu vergiften. Unter den wärmsten Freundschaftsbezeugungen setzte er dem Manne in den Kopf, die Betrübniß seiner Frau über ihren unwürdigen Vetter möge wohl noch aus einer viel nähern Verbindung als der bloßen Verwandtschaft entstehen. Er erzählte, Anselm habe sich selbst der Gunst Sophiens gerühmt, habe ihm zum Beweise das von derselben erhaltene Bildniß mit Triumphe gezeigt, zu welcher falschen Vorstellung er noch mehrere Umstände erdichtete, so wie er sie für seine Absicht am gemäßesten hielt. Dadurch erhielt er, daß der Mann in Argwohn gerieth, und mit seiner Frau wegen des Bildnisses gar unangenehme Reden wechselte. Zugleich erreichte dadurch seine Schlauigkeit einen doppelten Zweck. Sophie mußte nun nothwendig von Anselms undelikater Art zu denken und unvernünftiger Art zu handeln einen sehr nachtheiligen Begriff bekommen, der auch wirklich nachher noch auf die Art wirkte, wie sie ihn als Wittwe empfing. Ferner hatte er durch diese Geschichte in das Gemüth des Mannes einen Samen des Mißvergnügens mit seiner Frau gestreuet, den er sich vornahm reichlich zu düngen und zu pfle-

gen, so daß er bald aufgehen und ihm gute Früchte tragen sollte.

Zu diesem Behufe warf er sich nun zum täglichen Trinkfreunde des Mannes auf, der schon die Flasche sehr liebte. Der Asmanshäuser ward nicht geschont, so oft sie Nachmittags zusammen kamen, welches fast täglich geschah. Hiffer hatte die glückliche Gabe, viel Wein vertragen zu können, und blieb also immer noch kalt und verständig, wenn sein Mann schon selig war und folglich gesprächig ward. Da konnte er dann dessen Gedanken gemächlich auskundschaften, und seinem eigenen Plane gemäß ihm die Ideen in den Kopf setzen, die denselben befördern mußten. So brachte er auch die Geschichte mit dem Bildnisse des breitern vor, und suchte den Mann zu bereden, seiner Frau geheime Verbindung mit Anselm (denn dazu hatte der Elende die unschuldigste Gesinnung verschwärzt) habe gewiß noch nicht aufgehört, so sehr auch, nach des Mannes Berichte, die gute Frau das Geschenk des Bildes mit Thränen bedauert hatte. Hiffer bestand hingegen darauf, dieß sey nur Verstellung, ja es sey vielmehr wahrscheinlich, daß Anselm von Frau Sophien mit

Gelde unterstützt werde. Der Mann kam darüber außer sich, denn das Geld war seine empfindliche Seite. Hiffer entwickelte ihm bündig, es könne fast nicht anders seyn: denn Anselm habe keinen Stüber übrig behalten, und habe sich doch, wie er aus sichern Nachrichten wisse, wieder von der Sängerinn getrennt, die ihn allein ernährt hätte; welches wohl bloß Frau Sophien zu Gefallen und durch ihre Unterstützung werde geschehen seyn. Er gab dabey zu verstehen: Wenn, welches Gott verhüten möge, der Mann etwa vor Sophien mit Tode abgehen sollte, so würde sie gewiß den Anselm, von dem sie nun einmal nicht lassen könne, bald heurathen, und dann würde dieser lüderliche Kerl das schöne Vermögen in ein paar Jahren durchbringen, so wie er ja sein eigenes Vermögen in kurzer Zeit durch die Gurgel gejagt habe.

Hier faßte der schlaue Erbschleicher seinen Mann gerade da, wo er am leichtesten festzuhalten war: denn Sophiens Mann liebte sein Geld, im Leben und nach dem Tode, fast noch mehr als sich selbst; und seitdem er die Geschicklichkeit seines Freundes Hiffer im Trinken zu erreichen so ämsig als vergebens beflissen

war, fühlte er, so sehr er sich es zu verhehlen suchte, er möchte doch vielleicht bald von seinem lieben Gelde scheiden müssen. Da kam es ihm denn schon ziemlich bitter an, daß alles seiner Frau zufallen sollte, die eine so schlechte Wirthinn war, daß sie vermuthlich heimlich Geld an einen Menschen schickte, der ihm eine reiche Erbschaft entzogen hatte. Wenn er aber vollends daran dachte, seine Frau möchte nach seinem Tode sein liebes Geld ganz mit diesem Erbschaftsdiebe theilen, dem er nicht eines Guldens Werth gönnte; so hätte er mögen aus der Haut fahren.

Er hatte schon längst überlegt, daß seit dem Limnichschen Testamente die beiderseitigen Vermögensumstände sich gänzlich umgekehrt hatten, und es deshalb schon längst sehr natürlich gefunden, daß sie nun von ihm eigentlich gar nichts erben müßte; da er nur sehr wenig von ihr erben konnte. Er hatte nur nicht recht gewußt, wie es anzufangen sey, um sein Testament abzuändern, weil er das Aufsehen scheute, das erregt werden würde, wenn er sein Testament in Limnich zurücknähme. Die Nachrede der Leute kümmerte ihn eben so sehr nicht. Seine Hauptsorge war: seine Frau,

die er ganz nach sich selbst beurtheilte, würde alsdann gewiß auch ihr ihm vortheilhaftes Testament zurücknehmen. So gering auch ihr Vermögen gegen seines war; so wollte er doch nicht das Recht es auf allen Fall zu erben, aufgeben.

Aber auch hier erhielt er von seinem rechtsgelehrten Trinkfreunde, der ihn so schlau wider seine Frau aufgebracht hatte, die beste Anleitung, sie zu überlisten. Sein Rath war nämlich, in einem zwey Meilen entlegenen Städtchen ganz in der Stille ein neues Testament niederzulegen, worin das vorige für ungültig erklärt und eine andere Verordnung gemacht würde. Hiffer war mit dem Richter dieses Städtchens genau bekannt, und wußte es nicht nur sehr vorsichtiger Weise so zu veranstalten, daß die Errichtung und gerichtliche Niederlegung dieses zweyten Testaments ganz unbekannt blieb; sondern auch seine Rathschläge und Eingebungen so gut mit der Flasche zu verbinden und zu unterstützen, daß der Inhalt des Testaments, ganz nach seinem so klug angelegten Plane, zu seinem eigenen Vortheile gereichte. Denn nun mußte das große Vermögen nebst der hübschen Frau sein werden, und auf den

schlimmsten Fall erhielt er doch gewiß das Vermögen, womit er denn, wenns nicht anders seyn könnte, ohne die hübsche Frau, zufrieden zu seyn, sich vornahm.

Aber in welcher schrecklichen Lage befand sich nun die gute Sophie! Sie sah ihr Verderben vor sich, wohin sie ihre Augen richtete. Heurathete sie den Elenden, so machte sie sich in der zweyten Hälfte ihres Lebens noch unglücklicher als in der ersten; that sie es nicht, so war sie beynahe ganz verarmt. Und noch würde sie gern Armuth dem Unglücke vorgezogen haben, mit einem schlechten Menschen verbunden zu seyn. Sie hätte lieber auf die frugaleste Art von ihrer Hände Arbeit gelebt. Aber der Gedanken, ihren Kindern durch eigene Entäußerung wohl zu thun, machte ihr Muth, zu deren Bestem lieber ihr eigenes Unglück zu wählen. Denn, sonst war der größte Theil des Vermögens für ihre Kinder verloren, und um den übrigen Theil hätte ein so nichtswürdiger Vormund auch dieselben zu bringen gewußt, wenn sie ihm nicht noch Einhalt thun könnte; das war vorauszusehen. Zudem wäre die Erziehung der Kinder diesem schlechten Menschen ganz überlassen geblieben. War sie

hingegen dessen Gattinn; so konnte sie ihren Kindern noch das geben, was mehr werth ist als Vermögen: gute Erziehung und gute Gesinnungen. Sie faßte also einen Entschluß, traurig für sie selbst, aber ihren Kindern vortheilhaft.

Ihre vormalige Zuneigung zu Anselm kam hiebey wenig in Betrachtung. Wäre diese auch noch in ihrer völligen Stärke gewesen; so hätte sie doch unter solchen Umständen der Liebe zu ihren Kindern weichen müssen. Aber schon bey ihres Mannes Lebzeiten hatte sie auf den treulosen Bericht von Anselms Verbindung mit der Signora Bellonia und wegen des widrigen Lichts, worin das unschuldige Geschenk ihres Bildnisses ihren Charakter in ihres Mannes Augen gesetzt hatte, sich fest entschlossen, diese Zuneigung ganz aus ihrem Herzen zu verbannen. Zwar war seit einigen Tagen durch Philipps Erzählung der wahren Beschaffenheit der Vorfälle in Düsseldorf und nachher in der gräflichen Residenz, Anselms Schuld bey ihr nicht wenig gemindert worden. Sie sah nun ein, daß er nicht niederträchtig, obgleich höchst unbesonnen, gehandelt hatte. Philipp wagte auch jetzt ihr zuzureden, daß sie nicht die Ru-

he ihres ganzen übrigen Lebens bloß der Absicht, ihren Kindern ein größeres Vermögen zu erhalten, aufopfern müsse. Er stellte ihr vor: die Kinder behielten selbst durch das Pflichttheil eine nicht unbeträchtliche Summe, die schon bis zu ihrer Großjährigkeit rechtlich zu sichern seyn würde. Er setzte hinzu; Ihre Erziehung würde man der leiblichen Mutter nicht nehmen können, und Hiffer würde, wenn er nur das Geld bekäme, sich auch vielleicht darum weiter nicht bekümmern. Nun wagte er es, für Anselm, der sie noch immer unaussprechlich liebte, und den sie doch nicht würde hassen können, ein Vorwort einzulegen. Er stellte ihr vor, Anselm sey vorher schon in Elberfeld in der Praxis glücklich gewesen, und sey daselbst noch in gutem Andenken; sie würden also beide von den Einkünften seiner Kunst in genügsamer Zufriedenheit leben können. Er versprach großmüthig, das Haus seines Freundes ganz einzurichten, und wünschte sie als Anselms Gattinn darin zu sehen. Diese Anerbietungen hätten verführerisch seyn können für eine Frau, die wohl wußte, daß ihr Entschluß sie unglücklich machte. Sie wankte auch einen Augenblick. Aber sie sah ihre Kinder an, um-

armte sie mit Thränen, und erklärte nun, sie bleibe fest bey dem, was sie beschlossen hätte. Philipp schwieg. Anselm mußte ihren Edelmuth bewundern, fühlte aber, daß durch ihn seine letzte Hoffnung noch glückliche Tage zu erleben verschwand. Hiffer, der durch seine Spione bald von allem Nachricht bekam, lachte innerlich, daß sein schlauer Anschlag von allen Seiten völlig gelungen war.

Neun und dreyßigster Abschnitt.

Ehrenvolle Einladung, die Anselm erhielt, nebst dem was dadurch veranlaßt ward.

Diese Geschichte machte in der heiligen Stadt nicht wenig Aufsehen. Jeder rechtschaffene Mann sah ein, daß Hiffer das vortheilhafte Testament auf irgend eine Art mußte erschlichen haben, und verabscheute ihn um so viel mehr, da schon mancherley unwürdige Praktiken von ihm bekannt waren. Aber Hiffer kehrte sich wenig an die Meinung der Rechtschaffenen. Er wußte sehr gut, daß dieselben allenthalben in der Welt die geringsten an der Zahl sind; und eben so gut wußte er, daß das Testament, welches ihm nebst dem Vermögen der Frau Sophie ihre Person zusicherte, zu Rechte beständig war. Darauf kam es ihm allein an; alles Übrige, was man sagte, oder nicht sagte, war ihm sehr gleichgültig.

Man sprach in der Stadt auch sehr viel von unserm dicken Manne. Es war noch in frischem Andenken, wie er sich plötzlich aus einem Kammerdiener der Frau Hummer in ei-

nen Doktor der Medizin verwandelt und den noch dickern Rathsherrn vom Tode gerettet hatte, einen Rathsherrn der in der Stadt allgemein beliebt war, welches nicht bey allen Rathsherren, dick oder mager, lang oder kurz, der Fall seyn mag. Der Ruf von Anselms Anwesenheit und von seiner Geschichte kam ganz natürlich auch zu den Ohren der Frau Rathsherrinn Hummer, und das um so eher da ihr Eheherr die Geschichte mit dem Testamente als eine Neuigkeit vom Rathhause mitgebracht hatte. Frau Hummer empfand also Neugierde, unsern Anselm nun in einer andern Gestalt wieder zu sehen.

Ihr Büreau d'Esprit war seit der Zeit sehr dünne geworden; und ohne ihren Eifer für das Schöne und Empfindsame, durch den sie einem unvermutheten Angriffe widerstand, wäre dasselbe vielleicht ganz zu Grunde gegangen. Der geistlichen Obrigkeit, welcher ohnehin nichts verborgen bleiben kann, waren diese weltlichen Zusammenkünfte hinterbracht worden, und zugleich daß daselbst manche übellautende, nach Ketzerey riechende und sonst von der heil. Mutter Kirche nicht gebilligte Sätze vorgetragen würden. Es ward erst dem Herrn Rathsherrn

Hummer ein stiller Wink gegeben, den er auch seiner Frau Gemahlinn mittheilte; aber diese war nichts weniger als geneigt, sich darnach zu richten, indem sie glaubte, in ihrem Hause könne sie Gesellschaft halten, welche ihr beliebte. Dieser Irrthum hatte allerdings seinen Ursprung in der ketzerischen Erziehung ihrer Jugend, wodurch sie gehindert ward, in reifem Alter richtige Begriffe von der unumschränkten Gewalt der geistlichen Obrigkeit zu fassen.

Da dieser Schritt vergebens war, wendete sich das geistliche Officialat an den Abbé Spitzhaupt, als an den Beichtvater des Hauses, um dieses Übel abzustellen. Dieser Abbé bedachte zwar bey sich mit innerm Verdrusse, daß er eigentlich, nach den Privilegien seines Ordens, von der ordentlichen bischöflichen Obrigkeit eximirt seyn sollte; da der Orden aber noch nicht öffentlich wieder hergestellt war: so gab er lieber nach und versprach zu gehorsamen. Aus großer Vorsicht aber und weil er schon wußte, wie sehr Frau Hummer auf ihr Büreau d'Esprit gesteuert war, sagte er ihr lieber nichts; hingegen versicherte er den Official persönlich, er habe sich alle Mühe gegeben, aber bey der verstockten Frau nichts aus-

richten können. Er schlug nun vor, das Kürzeste würde seyn, wenn er lieber sich selbst von Köln wegbegäbe; denn, weil die andern Mitglieder seines Ansehens wegen auf ihn hauptsächlich sähen: so würde die Sache nach seiner Abwesenheit alsdann von selbst aufhören. Dieß ward genehmigt; und der fromme Mann nahm von Frau Hummer Abschied mit Bedauren unter vier Augen, daß es sein Schicksal sey, der geistlichen Gewalt weichen zu müssen. Freylich erfuhr man bald darauf, er habe in einem benachbarten Stifte eine reiche Pfründe erhalten, mit Beybehaltung der beiden, die er schon besaß. Man wollte ihm nachsagen, er habe seine Nachgiebigkeit wegen des Büreau d'Esprit nur dazu angewendet, um diese Pfründe zu erhalten; das mag aber wohl nur eine falsche Nachrede gewesen seyn, wie denn immer den so gelehrten und frommen Exjesuiten allerley böses nachgesagt wird!

Seine Freunde und Jünger, den Kanonikus Ofen und den Laien Wißmuth, nahm der Abbé Spitzhaupt mit sich an den Ort seines neuen Aufenthaltes; denn es zeigte sich, daß er Mittel gefunden hatte, denselben auch ein paar gute Stellen daselbst auszumachen.

Den vier Mönchen ward nun von ihren Obern Kraft des geistlichen Gehorsams verboten, den Zusammenkünften weiter beyzuwohnen, und Doktor Treter bekam einen Wink, der ihm genug war um sich zurückzuziehen. Zwar konnte er nicht unterlassen, zuweilen noch Frau Hummer zu besuchen; auch fand Pater Innocentius, da er dieses merkte, sich zuweilen ein: dieß waren aber nur Privatbesuche.

Für die Zusammenkünfte blieb niemand übrig als der Herr Kammerjunker von Truthahn, welcher nun präsidirte, und die beiden dichterischen Jünglinge. Es waren zwar ein paar neue Mitglieder weltlichen Standes dazugekommen, und sogar ein Domherr, einer von den Patronen des Herrn von Truthahn, war ohne Rücksicht aufs Officialat einige Male da gewesen; aber Frau Hummer sah doch mit Betrübniß, daß ihr Büreau d'Esprit nicht mehr war wie ehemals.

Sie hatte unsern dicken Mann immer wohl leiden können. Nun war ihr nicht allein an ihrem Manne klar geworden, daß er ein geschickter Arzt sey, sondern es verlautete auch nach seiner Abreise, er sey ein Dichter. Denn seine Eitelkeit war beleidigt worden, als des

hagern hohläugigen Herrn Selten Verse mit so großem Beyfalle beehrt wurden, und er hatte daher einmal dem Kammermädchen der Frau Hummer eins von seinen Gedichten vorgelesen, um zu zeigen, daß ein wohlbeleibter Mann auch reimen könne.

Frau Hummer that daher unserm Anselm die Ehre, ihn zu einer von ihren gelehrten Zusammenkünften einzuladen, wodurch er also nunmehr ehrenvoll da die Sitzung erhielt, wo er ehemals im Vorzimmer hatte stehen müssen. Fast wäre er geneigt gewesen, hieraus eine gute Vorbedeutung zu ziehen; aber sein Muth war so gefallen, daß jetzt kein froher Gedanken bey ihm Wurzel fassen konnte. Er zwang sich zwar, die gelehrte Gesellschaft möglichst zu unterhalten; aber doch blieb alles nur gezwungenes Werk.

Bey Tische gab seine betrübte Mine noch nähern Anlaß, daß die Testamentsgeschichte erwähnt ward, wovon Anselm auf Verlangen die genauern Umstände ausführlich erzählte. Der Rathsherr Hummer, obgleich sehr dick und phlegmatisch, war dennoch in seinen Geschäften nicht unthätig, und in rechtlichen Sachen wohlerfahren; ein verwickelter juristischer Fall

konnte ihn daher selbst bey Tische interessiren. Nach Anhörung der Testamentsgeschichte schüttelte er den Kopf, sagend: »Man sehe wohl, »daß da etwas hinter dem Busche stecke; ihn »wundere nur, daß der Rechtsgelehrte, der der »Frau Sophien Sachen betreibe, nicht darauf »denke, die Richtigkeit des zweyten Testaments »anzufechten. Es sey immer verdächtig, daß »der Erblasser, wenn er sein erstes Testament »gar nicht habe wollen gelten lassen, es nicht »von dem Gerichte, wo es niedergelegt gewe»sen, zurückgenommen habe.« Er ließ merken, indem er seiner eigenen Einsicht ein beyläufiges Kompliment machte, »wenn er nur genaue »Abschrift beider Testamente vor sich hätte, »dächte er gewiß irgend eine schwache Seite »an dem zweyten Testamente zu finden, wo »es mit Vortheile könne angegriffen werden.« Anselm hörte hoch auf, und besorgte gleich darauf die Abschriften.

Rathsherr Hummer studirte beide Testamente mit großem Fleiße durch. Aber nach einigen Tagen erklärte er, die Form des zweyten Testaments sey auf keiner Seite mit einem möglichen Erfolge anzufechten. Er ließ der juristischen Schlauigkeit des Dr. Hiffer Gerech-

tig-

tigkeit wiederfahren, der alle mögliche Einwendungen vorausgesehen und ihnen vorgebeugt hatte, und setzte lächelnd hinzu: Man sehe wohl, es habe ein Rechtsgelehrter die Hand dabey gehabt, der die Rechte aufs gründlichste studirt habe, um desto sicherer Unrecht thun zu können."

Nun verschwand also auch alle Hoffnung von dieser Seite, wodurch in Sophiens Hause und bey ihren Freunden die Gesichter einige Tage lang etwas waren aufgeheitert worden.

Vierzigster Abschnitt.

Versuch zu einem Vergleiche, welcher fruchtlos abläuft und fernere Folgen davon.

Dem Rathsherrn Hummer ging doch die Geschichte mit dem Testamente sehr durch den Kopf. Er hatte dabey die Ehre seiner juristischen Einsicht für einen so korpulenten Mann etwas vorschnell aufs Spiel gesetzt; denn er hatte mit einem Paar seiner Kollegen darüber gesprochen, daß er schon ausfinden wolle, wie dem Testamente beyzukommen sey; und Hiffer, dem nichts verborgen blieb, lächelte ihn an, so oft er ihn sah und ließ einige versteckte Fragen fliegen. Dieß verdroß den guten Rathsherrn nicht wenig; er setzte daher noch einmal an, erkundigte sich beynahe einen Monat lang nach allen Umständen, schrieb sogar nach dem Orte wo das zweyte Testament niedergelegt war, um mancherley Dinge zu erforschen, die ihm verdächtig schienen, und etwas zu finden worauf Hiffer nicht möchte gedacht haben. Doch, was konnte das helfen! Der Mann wollte nur seinen Willen haben, und las das zweyte Te-

stament fast täglich sorgfältig durch; umsonst! es blieb wie es gewesen war, so verklausulirt, daß ihm auch die schlauste Rechtskenntniß nichts anhaben konnte.

Dergleichen alte Rechtsgelehrte sind eigensinnig. Wenn sie sich einmal vorgenommen haben, etwas durchzusetzen: so lassen sie nichts unversucht. Als Anselm einen Nachmittag der gelehrten Versammlung bey der Frau Hummer beygewohnt hatte, und Abends da speisete, sagte ihm der Rathsherr: »Dem Testamente sey frey»lich, was seine Förmlichkeit betreffe, nicht bey»zukommen; indeß wenn Frau Sophie es ge»nehmige, wäre er Willens zu versuchen, ob »Hiffer nicht zu einem Vergleiche zu bringen »sey.» Frau Sophie war es leicht zufrieden, ungeachtet ihr eigener Rechtsbeystand ihr voraussagte, es werde vergebens seyn; denn Hiffer würde ja von einem Testamente, das so deutlich zu seinem Vortheile spreche, nicht abgehen. Indeß war der Vorschlag eines Mannes, wie der Rathsherr, nicht ganz von der Hand zu weisen.

Es ward also in des Rathsherrn Hummer Behausung ein Tag angesetzt, wo der Vergleich sollte versucht werden. Alle Personen

die es betraf, erschienen dabey; aber aus Dr. Hiffers lachender und satirischer Mine stand gleich abzusehen, daß nicht viel zu erhalten seyn würde. Auf die verschiedenen Vorschläge des Rathsherrn antwortete er kurz und trokken: »Er halte sich im Gewissen verbunden, »den Willen seines sel. Freundes pünktlich zu »erfüllen, und dessen Wittwe wäre es auch »schuldig; wolle sie nicht: so hätte sie die Fol»gen sich selbst zuzuschreiben. Ein Vergleich »ließe sich nicht denken, bey einer Sache, die »so klar sey.»

Alle Anwesende erstaunten, als der Rathsherr Hummer nun mit einer ihm ungewöhnlichen Lebhaftigkeit, und mit ernsthafter Amtsmine und starker Stimme sagte: »Noch »ist die Sache nicht klar, Herr Doktor; aber »ich hoffe, sie soll bald ganz klar seyn. Desto »besser für die Wittwe, daß Sie keinen Ver»gleich eingehen wollen; denn ich behaupte, »das Testament ist null und nichtig! Es ist »dabey mehr, als ein Falsum vorgegangen! »Der Verstorbene war zu der Zeit als das so »genannte Testament gemacht worden ist, sei»ner Sinne nicht mächtig, und also den Rech»ten nach ganz unfähig, auch nur seine letzte

»Willensmeinung zu erklären. Darüber wol»len wir gleich unverwerfliche Zeugen hören!« Hiermit befahl er einem Bedienten, die Thüre eines Nebenzimmers zu öffnen. Aus demselben traten einige Personen hervor, bey deren Anblick Dr. Hiffer erblaßte.

Diese vorherbestellten Zeugen wiesen aus, daß der Rathsherr Hummer, der nicht gemeint war, seine Einsicht in Dingen dieser Art ungestraft necken zu lassen, während der Zeit, da er unthätig und in Verlegenheit schien, nichts weniger als unthätig gewesen war; sondern vielmehr die ganze Sache bis auf den Grund ausgekundschaftet hatte. Das Testament war von dem Orte datirt, wo es niedergelegt seyn sollte; der Tag da es gerichtlich niedergelegt und die Stunde des Tages, Abends um sieben Uhr, war darauf bemerkt. Hier ward nun zuerst ein Beweis geführt, daß der Richter und die Gerichtspersonen, welche das Testament angenommen und die Annahme durch ihre Unterschrift bekräftigt hatten, zu der Stunde nicht an diesem Orte gewesen waren. Denn es trat ein Fuhrmann aus einem benachbarten Dorfe nebst seinem Knechte auf, welcher bezeugte, sie an diesem Tage Nachmittags von

da abgeholt und Abends um sechs Uhr in einem Hause in Köln, das er benannte, abgesetzt zu haben. Ferner war ein eben so sicherer Beweis da, daß der Verstorbene zu dieser Stunde nicht an dem Orte gewesen war, wo das Testament sollte gemacht worden seyn; und zugleich war damit der Beweis verknüpft, daß er zu dieser Stunde seines Verstandes nicht mächtig und folglich auch unfähig gewesen wäre, seine letzte Willensmeinung zu erklären. Denn der Wirth des Hauses nebst zwey von seinen Leuten bezeugten, daß Hiffer bey ihm auf denselben Nachmittag eine besondere Stube verlangt, wo er auch mit dem Verstorbenen und mit einer ziemlichen Anzahl Weinflaschen seit vier Uhr allein gewesen sey. Alle drey bezeugten, daß Sophiens Mann, als er gegen sechs Uhr auf den Hof gehen wollen, getaumelt und stammelnd geredet habe, und gegen neun Uhr habe er ganz betrunken müssen nach Hause gebracht werden. Ferner bezeugte der Wirth, es sey um sieben Uhr Siegellack von ihm verlangt worden. Dieß habe er selbst gebracht und gesehen, daß der Richter ein großes Siegel herausgezogen und es auf ein gefaltetes Papier gedrückt habe. Nachdem Abends

alle ziemlich bezecht weggegangen wären, habe sich das Testament, das er an dem äußern Ansehen und der Aufschrift erkannt, unter dem Tische gefunden, weil es der Richter vermuthlich unvermerkt aus der Tasche hätte fallen lassen. Derselbe wäre den andern Morgen, vor seiner Zurückreise, sehr bestürzt zu ihm gekommen, hätte es daselbst gesucht und gefunden, und nachdem er es von ihm zurückerhalten, ihn gebeten, niemand etwas davon zu sagen.

Dieß war genug zum Triumphe des Rathsherrn Hummer, welcher nun der Frau Sophie lebhaftesten Dank erhielt, und mit sich selbst zufrieden war, daß er seine Geschicklichkeit gezeigt, und nebenher auch einen nichtswürdigen Menschen entlarvt hatte. Das Testament ward bald darauf gerichtlich für ungültig erklärt, und Frau Sophie in den Besitz ihres rechtlichen Vermögens gesetzt, dessen sie durch Leiden und Tugend doppelt würdig geworden war. Dieß machte um so weniger Schwierigkeit, da der Richter, der das Testament autorisirt hatte, für gut fand, das Weite zu suchen, und da Doktor Hiffer, der, sonderlich was Schikanen anbelangt, nie etwas auszuführen unternahm was nicht aus=

zuführen war, einen Vorwand fand, sich mit seiner Baarschaft und besten Sachen auf eine Reise nach Lüttich zu begeben. Von da muß er weiter nach Frankreich gegangen seyn; denn man hat Nachricht, daß er im Jahre 1791 in Avignon mit vielem Beyfalle Friedensrichter gewesen, und jetzt im Elsasse einer der thätigsten Kommissarien des Nationalkonvents ist.

Ein und vierzigster Abschnitt.

Beschluß.

Gute Kenner haben die Bemerkung gemacht, daß Frauengunst sich nicht leicht ändere. Hat Liebe einmal in dem Herzen eines edlen Weibes tiefe Wurzel gefaßt; so wird sie selten ganz auszureuten seyn. Sie sind beständiger, die holden Geschöpfe, als die Männer; sie ertragen eher Leiden wegen ihrer Gunst, als diese, und bleiben ihrer Empfindung getreuer, wenn sie dieselbe auch verbergen. Auch in Sophiens Herzen war die Zuneigung gegen Anselm nie ausgelöscht worden. Sie hatte sie unterdrückt, aus Pflicht; sie hatte viel gelitten, als ihr ihr Mann wegen dieser Zuneigung Vorwürfe machte, noch mehr als sie Anselmen für unbeständig und sittenlos halten mußte. Sie hatte sogar nach dem Tode ihres Mannes dieser Zuneigung mit wahrem Edelmuthe entsagt, als sie glaubte, sie käme mit der Pflicht gegen ihre Kinder in Kollision. Nun aber, da diese Kollision wegfiel; da sie ihren Anselm täglich vor sich sah; da derselbe durch Elend,

wie durch eine Feuerprobe geläutert, fester in Gesinnungen sich zeigte und seine ihm natürlichen guten Eigenschaften, die er nie ganz verleugnet hatte, dadurch in noch vortheilhafterm Lichte erschienen; da Philipp Fürsprache für ihn that; da sie sah, daß ihr Hauswesen und ihre weitläuftigen Handlungsgeschäfte einen Vorsteher und ihre Kinder einen Vater nöthig hatten; konnte sie sich selbst nicht versagen, nach so vielen ausgestandenen Leiden glücklich zu werden.

Sie gab ihrem Anselm die Hand, um nun mit einem Manne vereint zu leben, den sie liebte, den sie von ihrer ersten Jugend an geliebt hatte; nachdem sie so lange hatte mit einem Manne vereint leben müssen, den sie nicht lieben, nicht einmal hochachten konnte. Anselm sah jetzt alle seine Wünsche erfüllt; denn er ward mit einer Frau vereinigt, die er, je mehr er sie kennen lernte, verehren mußte. Er ward vor sich selbst gedemüthigt, wenn er ihre Tugend, ihre Bescheidenheit, ihre Entäußerung, die beständige Beobachtung ihrer Pflicht unter vielen Leiden, mit seiner bisherigen Thorheit und Unbeständigkeit unparteyisch verglich; aber er ward aufgerichtet und in guten Ent-

schlüssen bestärkt durch ihr Beyspiel. Der Mann wird gewiß nicht ganz niedrig und unweise handeln, der einer hochachtungswürdigen Frau gefallen will; denn die leiseste Besorgniß, ihre Liebe zu sich zu vermindern, läßt ihn nicht leicht einen Schritt von dem Wege zum Guten wanken. Sophie unterstützte ihn in dem Bestreben nach allem was edel und gut ist; er sie in allen Vorfällen des Lebens. Ihre wechselseitige Liebe nahm zu, mit derselben ihr wechselseitiges Glück.

Die Beobachtung seiner Pflichten ward nun Anselms ernsthaftes Bestreben. Die Handlung gehörte den Kindern erster Ehe, und mußte billig für sie erhalten werden. Unser Doktor schuf sich also ganz in einen Kaufmann um; aber er war jetzt weise genug geworden, nicht wieder seinen Einbildungen zu folgen, und verbessern zu wollen, was er nicht genug verstand. Er folgte Philipps Rath, und demselben gemäß ließ er die Handlung den Weg gehen, in den sie schon durch Verstand und Erfahrung geleitet war. Die fernere Führung und Verbesserung derselben überließ er den Komtorbedienten von geprüfter Treue, die in derselben länger gearbeitet hatten, und begnüg-

te sich, sie fleißig im Allgemeinen zu übersehen, und durch ihre Erfahrung seine eigenen Begriffe zu berichtigen.

Die Erziehung der Kinder seiner Frau und seiner eigenen hielt er für seine wichtigste Pflicht. Die heilige Mutter Kirche verstattet den Protestanten in Köln am Rhein nicht einmal eine Schule zu haben. Sie will dadurch, schlau genug, dieselben nöthigen die Kinder bey den P. P. Jesuiten in die Schule zu schicken. Anselm hielt aber nichts von Jesuiten, selbst nicht nachdem er den so gelehrten als aufgeklärten Abbé Spitzhaupt näher hatte kennen lernen. Um nun die Kinder in einer Schulgesellschaft zu erziehen, welches er der einsamen Privaterziehung weit vorzog, ward jenseit des Rheins, auf Pfälzischem Grunde, ein kleines Landgut gekauft, welches die Familie während dem schönsten Theile des Jahres bewohnte. Hier entstand unvermerkt ein wahres, nicht eingebildetes, Philanthropin, weil die meisten protestantischen Familien aus Köln ihre Kinder dahin schickten. Hier arbeitete er und seine liebe Sophie an der Entwickelung der geistigen und körperlichen Kräfte der Kleinen, um sie unter Aufsicht würdiger Lehrer zu gu-

ten und brauchbaren Menschen zu bilden, und sie wurden doppelt glücklich durch ihre Liebe. Seine Manufakturkenntnisse nützte er, um für die Kinder im Dorfe eine Industrieschule anzulegen. Hier ward ihr Verstand, nach der Methode des edlen Rochow, zweckmäßig gebildet, und sie lernten zugleich unter Aufsicht von Frau Sophien, ihren Fleiß von der ersten Jugend an in Arbeiten üben, welche ihnen nützlich werden konnten und bis dahin in der dortigen Gegend lange nicht allgemein genug gewesen waren. Seine medizinischen Kenntnisse wendete er an, um nicht nur die Landleute zu besorgen, wenn sie krank waren; sondern auch so viel möglich war, durch vernünftigen Rath Krankheiten zu verhüten, und nach und nach Vorurtheile auszurotten, welche der Gesundheit schädlich sind, worauf er besonders schon in den beiden Schulen sein Augenmerk richtete.

So fand er nun sein Glück darin, daß alles in seinem Hause wohlging, daß außer seinem Hause, so weit sein natürlicher Wirkungskreis sich erstreckte, kein Armer ohne Arbeit, kein Hülfloser ohne Hülfe war, und keine Thräne floß die er abtrocknen konnte. Kennt der Leser einen bessern Plan, das Leben froh

zu genießen, für einen reichen Mann, der keine bestimmte Geschäfte hat, und auch für den welchem bestimmte Geschäfte noch Zeit zum edlen Vergnügen lassen: so sag' ers an. Nur setzt ein solcher Plan Kenntnisse und Eigenschaften des Geistes und des Herzens voraus die nicht jeder reiche Mann besitzt, aber billig bemüht seyn sollte von seiner ersten Jugend an zu erwerben. Auch will ein solcher Plan nicht etwa bloß in der Einbildungskraft gefaßt oder zierlich beschrieben seyn, sondern er muß mit Ernst und Ausdauern ausgeführt werden, wofern wirklich dadurch das Leben beglückt werden soll.

Diese ernste Ausführung guter Entschlüsse fehlte unserm Anselm in der ersten Hälfte seines Lebens. Daher half ihm sein guter Willen sehr wenig und seine besten Kräfte gingen verloren: weil er das Gute wirklich zu thun allzuleichtsinnig oder allzugemächlich war, und sich mit schönem Sprechen und schönen Einbildungen begnügte. Fühlte er sich ja eine Zeitlang glücklich: so ward er es durch andere, welche für ihn sorgten und selbst seinetwegen Entäußerungen ausübten, die er hingegen nie ausüben zu müssen glaubte.

Daß aber jeder Jüngling, der während seiner jugendlichen Jahre seine besten Kräfte im Taumel der Leidenschaften und des Leichtsinnes verschwendet, immer einen Philipp oder eine Sophie finden werde, durch die er aus den Verlegenheiten gezogen würde, in die ihn seine Unbesonnenheit gestürzt hat: ist eben nicht mit völliger Gewißheit zu erwarten. Gewiß ists hingegen, daß jedermann, der sich die Ursachen gefallen läßt, sich auch die Wirkungen muß gefallen lassen. Es ist daher ein leichtsinniger Jüngling oder ein unthätiger Mann nicht berechtigt, sich über die natürlichen Folgen seines Leichtsinnes und seiner Unthätigkeit zu beklagen. Das einzige Mittel diese bittern Folgen zu vermeiden, wird seyn, Leichtsinn und Unthätigkeit, so früh als möglich, ganz abzuschaffen.

Druckfehler.

Im Ersten Theile.

S. 29 in der Note Z. 1 anstatt eins l. zwey
S. 58 Z. 3 — edlern — edlen
S. 153 Z 5 von unten — müsse — möge.
S. 216 Z. 9 — unserer Unterredung — unsern Unterredungen.
S. 223 Z. 3 — Bankerutts — Bankerotts.
S. 272 Z. 8 von unten — möchte — möchten.

Im Zweyten Theile.

S. 9 Z. 2. 3. — seine Principien — sein Princip.
S. 115 Z. 6 — Talismann — Talisman.

Nach=

Nachschrift.

Dieß Buch weihet der Verfasser dem Andenken seines redlichen stets unveränderlichen Freundes

Herrn

Johann Joachim Christoph Bode,

der durch die meisterhafte Übersetzung der empfindsamen Reisen, des Tristram Shandy, des Humphrey Klinker, und anderer Bücher einen ehrenvollen Rang unter den deutschen Schriftstellern sich erwarb.

Er gab dem Verfasser die erste Veranlassung zu diesem Buche, als er sich mit demselben unvermuthet auf einer Reise traf, und mit ihm einige Meilen zusammen blieb. Unter angenehmem Reisegeschwätze gab er dem Verfasser eine freundschaftliche Aufmunterung, im Tone

eines Verweises, daß er nicht darauf denke, einen Roman zu schreiben. Der Verfasser antwortete im Scherze: wenn er ihn zu sehr treibe, werde er einen schreiben, unter dem Titel: Geschichte eines dicken Mannes; denn Bode war so groß und stark am Körper als groß und fein am Geiste. Bode trug eine scherzhafte Wette an, der Verfasser könne und werde unter diesem Titel kein Buch schreiben. Es ward gewettet.

Nachdem beide Freunde sich von einander getrennt hatten, und der Verfasser allein im Wagen saß, überlegte er, die Ausführung einer scherzhaften Wette könne vielleicht zu einer moralischen Absicht gewendet werden, und in wenigen Stunden war der Hauptplan dieses Werks entworfen und aufgeschrieben.

Die gute Absicht der Schriftsteller, durch Moral zu nützen, ist immer mit der zufälligen Unbequemlichkeit verknüpft,

daß sie in der Ausführung gar leicht Langeweile erweckt. Sollten die Leser sie bey diesem Buche hin und wieder verspürt haben; so ist es die Schuld des Verfassers. Hat ihnen dasselbe aber Unterhaltung oder Nutzen gewährt; so haben sie es dem verewigten Freunde des Verfassers zu danken, weil der Verfasser sich bestrebte dem zu gefallen, der das Werk veranlaßt hatte.

Bode war eben so sehr ein Freund der Wahrheit und des Guten, als ein Mann von bewährtem Geschmacke; er hätte also der beste Richter über den Werth eines Buchs dieser Art seyn können. Er verschied, während es gedruckt ward, und sah also nichts von dem Erfolge seiner Wette. Die Deutsche Litteratur verliert durch seinen Tod sehr viel; denn er wollte sein Verdienst um dieselbe noch vollständig machen, durch die Übersetzung des Rabelais, zu dessen Verdeutschung

nun, außer einem einzigen lebenden großen Schriftsteller, wohl niemand alle Talente zusammen haben möchte. Ihn beklagen die Rechtschaffenen die ihn und seinen Werth kannten, ihn beklagen alle Feinde der Heucheley und des hinterlistigen Wesens, alle Freunde des Biedersinnes und der geselligen frohen Laune.

SIT. ILLI. TERRA. LEVIS

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Gedruckt zu Berlin, bey J. F. Unger, mit dessen neu abgeänderter deutschen Druckschrift.